

ZWISCHEN

ALLEN



ZWISCHEN ALLEN STÜHLEN

Notizen aus dem
israelischen Alltag
2014 - 2026

von
Anita Haviv-Horiner

www.anitahaviv.com





ZWISCHEN ALLEN STÜHLEN

Notizen aus dem israelischen Alltag

Anita Haviv-Horiner



ANITA HAVIV-HORINER

TÄTIGKEITSBEREICHE

Referate, Seminare und Workshops in Israel, Deutschland und Österreich, insbesondere für Multiplikatoren/innen div. Fachgebiete

Verfassen von Texten zu israelbezogenen Themen

Inhaltliches und organisatorisches Management von Projekten politischer Bildung

Entwicklung von Studienprogrammen in Israel zu unterschiedlichen Themenschwerpunkten und für verschiedene Zielgruppen

CURRICULUM VITAE

1960 in Wien geboren und aufgewachsen

1979 Einwanderung nach Israel

Studium der Literaturwissenschaft an der Universität Tel Aviv

Ausbildung als Gruppenmoderatorin und Mediatorin

Seminarmoderation in der Holocaust-Gedenkstätte Massuah

Verantwortliche für Bildungsprojekte in der Holocaust-Gedenkstätte Beit Terezin

Stv. Leiterin der Internationalen Abteilung des Diaspora-Museums in Tel Aviv

Projektmanagerin, Friedrich-Ebert-Stiftung Israel

Seit 1994 Gründerin und Leiterin der Programmagentur Israel

Encounter Programs



INHALTSVERZEICHNIS

Publikationen 2014 - 2026	6
Vorwort	8
Gedenken an die Shoah, Antisemitismus und Identitätsfragen der Zweiten Generation	10
„In Europa nichts Neues? – Israelische Blicke auf Antisemitismus heute“	11
„Heimat? – Vielleicht“	24
„Die Ratio der Gefühle“	32
„Der Holocaust, ein Teil von uns“	40
„Die zweite Generation der Holocaust-Überlebenden: Es lebe das Leben!“	44
Familiengeschichten und Anekdoten	48
„Der alte Strohhut“	49
„That's really serious“	52
„Kein gutes Datum“	55
„Ima“	62
„Fröhliches Einkaufen“	68
„Eine israelische Biografie“	70



„Sacher in Tel Aviv“	72
„Noodnikit“	73
„Hineni“	74
„Jom Kippur: Das reine Gewissen“	76
„Honig, Scherben und meine Tochter“	78
„Mea culpa est“	80
Das Mikro im Makro: Zur israelischen Gesellschaft und zum Nahostkonflikt	81
„Das Altneu-Dilemma“	82
Ein „Lichtblick in dieser furchtbaren Realität“	87
„Solidarität heißt handeln“ – Einleitung	91
„Das Licht an Ende des Tunnels“	104
„Auge um Auge bei der Blutabnahme“	106
„Fehl am Platz und doch am richtigen Ort“	109
„Heute“	113
„Wie Hamas mich dieses Mal besiegen konnte“	117
„Schock am Morgen – jeden Morgen“	119



„Galyas Frage“	123
„Loving What Is“	128
„Wunder in Jerusalem“	131
Monolog zum Dialog: Deutsch-israelische Beziehungen	133
„Wenn der Geduldsfaden kürzer wird“	134
„Grenzen-los? Persönliche Erfahrungen im deutsch-israelischen Dialog“	139
„Aus Liebe zum Bauhaus-Stil“	149
„Mein deutsch-israelischer Seiltanz“	153



Publikationen 2014 - 2026



Publikationen:

„Das Altneu-Dilemma“

Jüdisches Echo, 2026

„Wenn der Geduldsfaden kürzer wird“

Jüdisches Echo, 2026

„Solidarität heißt handeln. Die Israelische Zivilgesellschaft nach dem Massaker vom 7. Oktober 2023“

Bundeszentrale für politische Bildung, 2024

<https://www.bpb.de/shop/buecher/schriftenreihe/552455/solidaritaet-heisst-handeln/>

„Ein „Lichtblick in dieser furchtbaren Realität“

Jüdisches Echo, 2024 (Interview von Barbara Staudinger)

„Das Licht an Ende des Tunnels“

Interview, 2023

„In Europa nichts Neues? – Israelische Blicke auf Antisemitismus heute“

Bundeszentrale für politische Bildung, 2022

In Europa nichts Neues? | [bpb.de](https://www.bpb.de)

„Nothing New in Europe? Israelis Look at Antisemitism Today“

Berghahn Books, 2021

BERGHAHN BOOKS: Nothing New In Europe? Israelis Look At Antisemitism Today

„Grenzen-los? Deutsche in Israel und Israelis/innen in Deutschland“

Bundeszentrale für politische Bildung, 2017

„Heimat? Vielleicht - Kinder von Holocaustüberlebenden zwischen Deutschland und Israel“

Bundeszentrale für politische Bildung, 2013, Co-Herausgeberin und Autorin

www.bpb.de/shop/buecher/schriftenreihe/169636/heimat-vielleicht

„Der Dornbusch, der nicht verbrannte – Überlebende der Shoah in Israel“

Friedrich-Ebert-Stiftung und Beit Berl College, 2012, Co-Herausgeberin und Autorin

<http://www.fes.org.il/shop/der-dornbusch-der-nicht-verbrannte>



Vorwort

Kürzlich stellte mir eine deutsche Journalistin folgende Frage: „Hat der Gaza-Krieg bei Dir etwas geändert?“

„Ja, er hat mich gezwungen, klar Position zu beziehen“, lautete meine spontane Antwort.

Diese Aussage ist auch nach längerer Überlegung immer noch gültig. Mit meinen politischen Meinungen habe ich nie hinter dem Berg gehalten, ganz im Gegenteil - zum Leidwesen meiner Umgebung, die meine kritischen Positionen nicht unbedingt teilt, sie mir im besten Fall nachsieht. Schließlich stamme ich aus einem konservativen jüdischen Milieu und in Netanja, der Stadt in der ich wohne, hat die Politik der Rechten viele Fans: die Macht der Gewohnheit kann stärker sein als harte Fakten.

Ich hatte nie geplant, meine Auseinandersetzung mit der selbstgewählten Heimat Israel auch schriftlich festzuhalten. Und noch dazu in deutscher Sprache.

Dann kam der Gaza-Krieg und ich hatte viel Zeit. Meinen geplanten Urlaub hatte ich abgesagt und viele Stunden saß ich zu Hause vor dem Computer. Nicht nur weil ich Angst hatte, mir war einfach nicht nach Ausgehen.

Also begann ich aufzuschreiben, was ich fühlte und dachte, die widersprüchlichen Emotionen, die mich aufwühlten: das Gefühl der Hilflosigkeit bei einem Feind wie Hamas; meine Wut über die Selbstherrlichkeit vieler deutscher Kritiker, die wirklich keine Ahnung haben; die unendliche Verzweiflung über die Regierungspolitik. Doch auch meine Kinder, Nachbarn und mich selbst nahm ich unter die Lupe. Nicht zu vergessen, meine in Wien lebende Mutter, meine selbstdeklarierte Muse.

Das Schreiben erwies sich als ein wunderbarer Ersatz für Therapie, denn für Gespräche und Debatten hatte ich ohnehin keine Geduld.

Den Schmerz schrieb ich mir im wahrsten Sinne des Wortes (fast) von der Seele.



Meine Notizen betrachtete ich zunächst als Monolog. Doch dann wurde mein Mitteilungsbedürfnis und die Neugier auf die Reaktionen der Anderen stärker als die Freude am einsamen Formulieren. Daher schickte ich die Texte an meine engsten Freunde. Sie korrigierten, kritisierten, gaben Verbesserungsvorschläge. „Du bedienst deutsche Israel-Kritiker“, warf mir David vor.

„Dein Titel ist langweilig“, rügte Robert.

„Das ist noch nicht ausgegoren“, mahnte eine Berliner Autorin, die meine Texte auch gleich redigierte - eine unendlich wertvolle Unterstützung. Doch alle ermunterten mich weiterzuschreiben. Und ich schrieb und schrieb.

Eine Journalistin schickte die Texte an deutsche Zeitungen und Blogs, ein Wiener Jugendfreund publizierte einige auch sofort in dem von ihm herausgegebenen Magazin "NU".

So kam es, dass die meisten Artikel publiziert wurden. Das war ein unerwartetes und daher umso schöneres Erfolgserlebnis.

Israel kennt man im Ausland in erster Linie aus den Medien: Krieg, Konflikt, Probleme. Mit der vorliegenden Auswahl meiner zwischen 2013 und 2020 entstandenen Texte möchte ich den Lesenden einen Einblick in Israels tägliche Realität – wie ich sie erlebe – vermitteln. Jeder dieser Texte hat seinen eigenen Kontext. Ich schreibe über meine Familie, meine Gesellschaft und über mich selbst mittendrin – zwischen allen Stühlen eben.

Ich danke allen, die für mich da gewesen sind und mir eine Tür geöffnet haben, die ich alleine wohl nicht durchschritten hätte.



Gedenken an die Shoah, Antisemitismus und Identitätsfragen der Zweiten Generation



„In Europa nichts Neues? – Israelische Blicke auf Antisemitismus heute“

Einleitung zum gleichnamigen Buch (Bundeszentrale für politische Bildung - bpb, 2022)
<https://www.bpb.de/shop/buecher/schriftenreihe/287936/in-europa-nichts-neues>

1. Zur Zielsetzung und Struktur des Buches

Das als Instrument der breiten politischen Bildung konzipierte Buch »In Europa nichts Neues? – Israelische Blicke auf Antisemitismus heute« erschien erstmals im Jahr 2019 bei der bpb. 2021 wurde es von Berghahn Books auf Englisch veröffentlicht.

Aufgrund der positiven Resonanz wurde dieser Band als eine erweiterte Ausgabe des ersten erstellt. Die Publikation möchte einen Beitrag zur Bekämpfung neuer und alter Erscheinungsformen von Antisemitismus in Deutschland und Europa leisten. Das Buch soll zur individuellen und kollektiven Selbstreflexion ermutigen und eine breitere Öffentlichkeit ansprechen. Daher legt es einen Schwerpunkt auf die Wechselwirkung zwischen persönlichen und gesellschaftlichen Faktoren.

Das Herz der Publikation sind 23 lebensgeschichtliche Interviews mit jüdischen Israelinnen und Israelis. Die Gespräche beziehen sich auf folgende Länder: Deutschland (8), Österreich (3), Schweiz (1), Großbritannien (2), Polen (2), Ungarn (1), Frankreich (3), Belgien (1), Italien (1) und Niederlande (1).

Die Interviews verstehen sich als Abbildung unterschiedlicher – zum Teil kontroverser – individueller Wahrnehmungen. Die Erzählungen zeigen – aus unterschiedlichen Blickwinkeln – jüdisch-israelische Familiengeschichten und persönliche Lebenswelten, den Alltag in Israel und das Judentum. Die Leserschaft nähert sich durch die biografischen



Berichte diesen für viele unbekannten Themen an. Leitthemen wie Identität, Inklusions- und Exklusionserfahrungen im Alltag stehen im Mittelpunkt der Unterhaltungen. Des Weiteren bringen sie subjektive Perzeptionen, Interpretationen und individuelle Reaktionen der Befragten auf heutigen Antisemitismus zum Ausdruck. Einen weiteren inhaltlichen Schwerpunkt bilden die Ansichten der Befragten über die Rolle Israels im Kontext der Auseinandersetzung mit Antisemitismus.

Die begleitenden Beiträge der Expertinnen bzw. Experten Moshe Zimmermann, Gisela Dachs, Julia Bernstein und Florian Diddens sowie Samuel Salzborn runden die Publikation ab.

2. Zur Entstehung der Publikation

Ich bin 1960 in Wien zur Welt gekommen. Meine Eltern waren Überlebende des Holocaust.

Meine Großeltern väterlicherseits wurden in den Gaskammern von Auschwitz ermordet. Mein Vater wurde aus Auschwitz nach Mauthausen gebracht, wo er Zwangsarbeit leisten musste. Bei der Befreiung wog er 35 Kilo und war todkrank.

Meine Mutter überlebte den Holocaust im Ghetto von Budapest mit ihrer Mutter. Ihr Vater wurde in den letzten Kriegstagen bei einem Fluchtversuch aus einem ungarischen Arbeitslager erschossen. Viele andere Familienangehörige meiner Eltern wurden in Auschwitz ermordet.

Diese Erfahrungen haben meine Eltern fürs Leben seelisch und körperlich gezeichnet. Ich bin mit ihrem Trauma aufgewachsen.



Die Schoah war in unserer Familie ein seltenes Thema, Antisemitismus hingegen kam immer wieder zur Sprache. Mein Vater sah in den meisten Österreicherinnen und Österreichern seiner Generation Nazis und eingefleischte Antisemitinnen und Antisemiten. Umso mehr irritierte es mich, dass er schwieg, wenn judenfeindliche Ressentiments geäußert wurden. Wenn ich sein Verhalten kritisierte, meinte er nur: »Du bist noch jung und verstehst vieles nicht. Es ist vollkommen zwecklos, zu versuchen, antisemitische Menschen von ihren Stereotypen und ihrem Hass abzubringen. Warum sollte ich mir die Mühe geben, es zu versuchen? Der Preis, den ich für Judenhass gezahlt habe, ist schon hoch genug. Meine ganze Familie wurde ermordet und ich war in Auschwitz und Mauthausen inhaftiert.« Seine Antwort schmerzte mich, doch konnte sie mich nicht überzeugen. Noch mehr als sein Schweigen entrüstete es mich als Jugendliche, dass er auch mir jegliche Reaktion untersagte. Meine Mutter wiederum bat mich, den Davidstern an meiner Kette zu verstecken, wenn ich sie in ihrem Geschäft besuchte. Heute verstehe ich, dass meine Eltern mich schützen wollten, damals reagierte ich auf ihr Verhalten mit Trotz. Mit der Zeit entwickelte ich einen Mechanismus, um peinlichen und schmerzhaften Situationen vorzubeugen. Sobald ich in Wien auf mir nicht bekannte Menschen traf, deklarierte ich offensiv: »Ich bin Jüdin.«

Meine Eltern befürchteten, dass ich in einem österreichischen Gymnasium Judenhass ausgesetzt wäre. Tatsächlich berichteten viele meiner jüdischen Freundinnen und Freunde, die österreichische Schulen besuchten, dass sie von Lehrkräften und Kindern mit Sprüchen wie »Ihr seid reich wie alle Juden« oder »Hier geht es zu wie in einer Judenschule« konfrontiert wurden.



Aufgrund meiner Familiengeschichte wollte ich nicht in Österreich bleiben. So sehr ich Wien bis heute liebe, das Land hätte nie meine emotionale Heimat sein können. Die einzige logische Alternative war für mich Israel, so zog ich 1979 dorthin. Seitdem lebe ich in Netanja und bin heute Mutter zweier erwachsener Kinder.

Viele innenpolitische Entwicklungen in Israel sowie der Umgang mit dem Konflikt entsprechen nicht den zionistischen Idealen, die mich geprägt haben. Die Realität vor Ort entspricht nicht meinen utopischen Vorstellungen von einer egalitären und liberalen Gesellschaft.

Dennoch hat Israel mir eine Heimat gegeben, mit der ich mich emotional identifiziere. Damit meine ich nicht die Verbundenheit zu Flaggen und zur Nationalhymne, denn nationale Symbole bedeuten mir wenig. Ich meine vielmehr das Gefühl, dass der souveräne Staat Israel die Geschichte von Vertreibung in Europa für Jüdinnen und Juden beendet hat.

3. Zu den Interviews

3.1 Profil der Interviewgebenden

Die in dieser Publikation zusammengetragenen 23 Interviews sind das Ergebnis einer monatelangen Recherche in Israel und mehreren europäischen Ländern.

Es wurden drei Generationen von Israelinnen und Israelis befragt, die aus Europa eingewandert sind, in Europa leben oder einen beruflichen Bezug zu Europa haben. Die Lesenden lernen 23 individuelle Lebenswelten von Israelinnen und Israelis kennen, die sich zwischen Europa und dem jüdischen Staat abspielen. Die älteste Befragte ist zum Zeitpunkt des Gespräches 80 Jahre alt, die jüngste 27.



Manche sind in Europa religiös aufgewachsen, andere säkular. Zwei der Befragten erfuhren erst als junge Erwachsene von ihrer jüdischen Herkunft und dem Bezug ihrer Großeltern zum Holocaust. Die in Ungarn aufgewachsene Fotografin Bernadette Alpern erinnert sich: »[...] unsere jüdische Herkunft [war] ein gut gehütetes Familiengeheimnis, bis ich nach Israel auswanderte.«

Die aus den Niederlanden eingewanderte Carlijn Bon berichtet: »Niemand hat zu mir gesagt ›Das ist die Geschichte deiner Familie, das ist deine Herkunft. Du bist Jüdin, ob du diese Religion praktizierst oder nicht.«

Bei beiden Frauen löste die Konfrontation mit dem streng gehüteten Geheimnis zunächst eine intensive Auseinandersetzung mit dem Judentum und Israel aus.

Israelische Blicke auf Antisemitismus in Europa stellen für viele Lesende neue Perspektiven dar, die ihren eigenen Interpretationen neue Dimensionen verleihen können. »Jüdinnen und Juden in der Diaspora beschäftigt die Frage, ob Israel für sie ein Zufluchtsort ist, falls der Antisemitismus für sie wieder bedrohlich wird. Für mich ist es vollkommen normal und selbstverständlich, dass ich Israelin bin«, erklärt die Historikerin Miri Freilich in ihrem Interview. Eine jüngere Befragte bringt es etwas leger auf folgenden Punkt: »Israel ist meine Heimat. Wenn man zu Hause nicht im Schlafanzug herumlaufen kann, wo sonst?« Damit bringt sie ihr Gefühl zum Ausdruck, dass sie in Israel jede jüdische Lebensform frei ausleben könne und nicht »auf Zehenspitzen gehen« müsse wie die Jüdinnen und Juden in Europa.

Im Vorfeld der Recherchen wurden folgende Kriterien für die Auswahl der Befragten festgelegt:



- Diversität hinsichtlich des familiären, kulturellen und religiösen Hintergrunds der Befragten
- Vertrautheit mit der Gesellschaft in dem europäischen Land, zu dem der bzw. die Interviewgebende einen besonderen Bezug hat
- Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen
- Unterschiedliche Gründe für ihre Erfahrungen in europäischen Ländern: Abstammung, Beruf, Partnerschaften
- Ausgewogenheit zwischen weiblichen und männlichen Interviewten

Neuaufgabe:

- eine in Deutschland geborene Psychotherapeutin, die auch in Frankreich und England gelebt hat,
- eine in Marseille und zuvor in Spanien lebende Filmemacherin,
- ein aus Großbritannien stammender Politikwissenschaftler,
- ein Radiojournalist, der zwischen Israel und Deutschland pendelt,
- eine aus den Niederlanden stammende Juristin, die bis zum 17. Lebensjahr nicht wusste, dass sie Jüdin ist,
- eine in Libyen und Italien aufgewachsene Aktivistin gegen Antisemitismus, die in Rom lebt,
- ein aus der Schweiz nach Tel Aviv eingewanderter Finanzberater,
- eine aus Belgien stammende Holocaustüberlebende.

Erste Auflage:

- ein aus Wien stammender Politologe,
- ein ehemaliger israelischer Botschafter in Frankreich,



- ein religiöser, in Rumänien geborener, in Israel aufgewachsener und seit 1984 in Wien lebender Kleinunternehmer,
- eine in Polen geborene und auf dieses Land spezialisierte Historikerin,
- der Beauftragte der »Aktion Sühnezeichen Friedensdienste« in Israel,
- eine in Moskau aufgewachsene und nach Deutschland übersiedelte Tourismusexpertin,
- eine seit 1960 in Wien lebende orthodoxe Judaistin,
- eine religiöse Winzerin, die in Deutschland studiert hat,
- eine aus Ungarn stammende Fotografin,
- eine seit 1991 in München lebende Übersetzerin und Gästeführerin,
- eine aus Frankreich eingewanderte Historikerin und Expertin zum Thema Holocaustleugnung,
- eine in Berlin lebende Büroleiterin,
- ein in Pforzheim aufgewachsener Reiseleiter iranischer Abstammung,
- ein Schriftsteller, dessen Familie aus Polen stammt und der sich intensiv mit dem Land auseinandersetzt,
- eine aus Großbritannien eingewanderte Journalistin und Bildungsexpertin, die sich in einem Kibbuz niedergelassen hat.

3.2 Methode der Interviews

Ein standardisierter Fragenkatalog wurde erarbeitet, der den Lesenden eine Basis für Vergleich und eine Bandbreite von Positionen und Erfahrungen bietet. Er orientiert sich an folgenden Leitthemen:

- Geschichte der Familie einschließlich der Schoah,



- individuelle Geschichte der Interviewgebenden,
- persönliche und kollektive Erfahrungen mit Antisemitismus in Europa,
- israelische Politik, Kritik an Israel und Antisemitismus,
- Meinung zu der Frage, ob die Bekämpfung von Antisemitismus sinnvoll ist,
- eigenes Engagement bei der Bekämpfung von Antisemitismus und, falls relevant, die Art ihres Engagements,
- Sicht der Befragten auf die Rolle Israels in der Bekämpfung von Antisemitismus in Europa.

Alle Unterhaltungen wurden aufgezeichnet. Sie liefen nach identischem Muster ab. Die Gespräche begannen mit der Frage nach der Familiengeschichte und der Biografie der Interviewgebenden. In diesen Teilen war viel Raum für offenes Erzählen.

Anschließend wurde als Erhebungsinstrument ein einheitlicher, sich am Leitmotiv »Antisemitismus« orientierender Fragebogen eingesetzt.

Lebensgeschichtliche Interviews: Ausdruck subjektiver Wahrnehmungen und Interpretationen

Biografische Interviews und die daraus resultierende Personalisierung der Geschichte sind per definitionem subjektiv. Das gilt auch für die hier aufgezeichneten Befragungen. Die Gespräche stellen das Narrativ und ihre Sichtweise dar. Es war für diese Publikation nicht entscheidend, ob die Aussagen der Befragten immer einer wissenschaftlichen Überprüfung standhalten. Die vielen Widersprüche – nicht nur zwischen den Aussagen der insgesamt 23 Unterhaltungen, sondern manchmal auch in einem einzelnen Interview – spiegeln die emotionale und subjektive Komponente der Gespräche in Bezug auf das Leitmotiv des



Buches wider. Die Essenz der Gespräche war die Wahrnehmung der Interviewgebenden, dessen sind sich mehrere von ihnen selbst bewusst.

So sagt zum Beispiel Alice Schönberg Halberstamm: »Was mich wirklich sehr stört, ist die Art und Weise, auf die Nachrichten präsentiert werden. In den Medien gibt es eine Menge Desinformation. Die Berichterstattung ist Israel gegenüber nicht objektiv. Ich bin sicher, dass dies auf Antisemitismus zurückzuführen ist. Ich spüre es.« Ihr ist die stark emotionale Komponente ihrer Perzeption klar.

In diesem Buch bringen die Interviewgebenden ihre subjektiven Interpretationen von Antisemitismus, Rassismus und Israel zum Ausdruck, nicht mehr und nicht weniger. Es war mein Anliegen, mit den Gesprächen das breit gefächerte Spektrum der Meinungen widerzuspiegeln und Aussagen – unabhängig von meiner persönlichen Meinung – nicht zu »korrigieren«. Die zentrale Botschaft des Buches liegt in seiner Multiperspektivität und seinem Pluralismus, diese spiegeln die innerisraelische Debatte zu Antisemitismus und zur Selbstwahrnehmung der israelischen Gesellschaft wider. Daher bleibt die Sicht der Erzählenden unkommentiert.

In den Unterhaltungen wurden somit unterschiedliche und widersprüchliche Thesen zum Thema zusammengestellt. Die Lesenden können sie in Beziehung zueinander setzen und sich so ein tiefenscharfes Bild der Vielfalt an Meinungen und Positionen erarbeiten.

Das Spektrum der Aussagen reicht von »Antisemitismus ist eine unheilbare Krankheit, die in keinem Bezug zu anderen Formen von Rassismus steht« bis hin bis zu der Feststellung »Menschen, die ausgrenzen, beschränken sich nicht auf eine Gruppe. Wenn jemand Anti-



semitin bzw. Antisemit ist, dann ist es wahrscheinlich, dass sie bzw. er auch Flüchtlinge und Schwule ablehnt. Es gibt vielleicht Ausnahmefälle, doch von meiner Erfahrung her funktioniert der Ausgrenzungsmechanismus so.«

Das Prinzip der Vielstimmigkeit gilt auch für die Perzeption der Rolle Israels als eines sicheren Hafens für Jüdinnen und Juden. »Nach der Schoah halte ich es für unvorstellbar, dass Jüdinnen und Juden in der Diaspora leben und der Staat Israel nicht existiert«, ist Sonja K. überzeugt. Andere geben an, dass Israel ihr Sicherheitsgefühl nicht stärkt. Mili Pecherer erzählt: »In meinen Augen gibt es in Israel viel Gewaltbereitschaft und auch Gewalt, sowohl zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen im Land als auch gegen die Palästinenserinnen und Palästinenser [...] Insofern sehe ich Israel nicht als einen sicheren Hafen an.«

Die in Rom lebende Silvia Public wiederum meint: »Ich glaube nicht, dass Israel mir etwas schuldet oder für meine Sicherheit in der Diaspora verantwortlich ist. Wer Sicherheit von Israel erwartet, muss dort leben.«

Besonders divergierten die Wahrnehmungen von Israels Rolle hinsichtlich des gegenwärtigen Antisemitismus in Europa. Zwar waren sich alle Befragten einig, dass es antisemitische Formen der Kritik an Israel gibt. Etgar Keret brachte diesen seltenen Konsens der Befragten auf folgenden Punkt: »Wenn es um Israel geht, fühlen sich viele Menschen bemüßigt, eine Wahl zu treffen und klar zu definieren, wer die Guten und wer die Bösen sind. Und da werden auch keine Grauzonen zugelassen.«

Mehrere Interviewgebende nehmen kein Blatt vor den Mund, wenn sie die israelische Politik kritisieren, wohl wissend, dass das Buch in



Deutschland erscheint. Sie beschreiben ihre diesbezüglichen subjektiven Wahrnehmungen als jüdische Israelinnen und Israelis ungeachtet ihrer oft herben Erfahrungen mit Antisemitismus. In meinen Augen – und aus meiner eigenen Erfahrung – spiegelt diese Offenheit das Selbstbewusstsein wider, das der souveräne und demokratische Staat Israel seinen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern gegeben hat. Auch wenn mehrere Befragte sich ohne Scheu von der Politik der Regierung distanzieren, so distanzieren sie sich keineswegs von Israel selbst. Das heben fast alle Befragten hervor. Ihre manchmal sehr drastischen Aussagen sind Ausdruck ihrer Sorge um den jüdischen Staat, dessen Gesellschaft und Politik nicht ihren Vorstellungen entspricht. Mehrere Interviewgebende glauben, dass die aktuelle Politik Israels den Hass schürt. Ofer Waldman zum Beispiel ist der Ansicht, dass es israelische Politikerinnen und Politiker gibt, die Antisemitismus in Deutschland instrumentalisieren, um Kritik an ihrer Politik abzuwehren.

Der Politologe Jonathan Rynhold hingegen sagt: »Für Menschen mit extremistischen und hasserfüllten Ideologien ist Israel nur ein Vorwand [...] Sie benutzen [Israel], um Unterstützung zu gewinnen.« Allerdings hat auch er Bedenken in Bezug auf die Politik des Landes. »Die israelische Politik ist nicht die Ursache für Antisemitismus, doch ihre Feinde können sie sehr wohl für ihre Zwecke nutzen.«

Tirza Lemberger wiederum kritisiert Israel für die in ihren Augen gefährliche Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung in Europa: »Israels Politik ist in meinen Augen zu sehr auf ›Was werden die anderen sagen‹ gerichtet, das kann dem Land mitunter schaden. Letztlich bringt diese übertriebene Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung im Ausland nichts, denn Israel wird beschimpft, unabhängig von seinen



Handlungen.« Auch die Frage, ob die Bekämpfung von Antisemitismus sinnvoll sei und welche Wege sie selbst einschlugen, beantworteten die Interviewgebenden sehr unterschiedlich. »Auch wenn das im Widerspruch zu meinem Pessimismus steht, dass Antisemitismus bekämpft werden kann: Meines Erachtens investiert der Staat Israel nicht genug, um seine eigene Sache zu verteidigen«, kritisiert Alice Schönberg Halberstamm.

Vielstimmigkeit und Kontroversen sind verwirrend. Verwirrung kann jedoch eine wichtige didaktische Erfahrung sein, wenn man nämlich merkt, dass es auf dasselbe Problem ganz unterschiedliche Sichtweisen gibt. Im Idealfall sollte Verwirrung dazu führen, dass die Lesenden über die Richtigkeit und die Profundität ihrer eigenen Urteilsfindung nachdenken. Das bedeutet nicht zwangsläufig, dass sie ihre Meinung ändern, sondern dass sie diese immer wieder auf den Prüfstand stellen. Diese (Selbst-)Reflexion ist in meinen Augen die Grundvoraussetzung für einen konstruktiven Dialog. Eines der Ziele dieses Buches ist es daher, dass die Lesenden Selbstreflexion praktizieren und als Konstante ihrer eigenen Meinungsbildung – über den Referenzrahmen dieses Buches hinausgehend – verinnerlichen.

Des Weiteren ist es meine Hoffnung, dass die Lesenden über ihre persönliche Definition von Antisemitismus den Bezug von Judenhass zu anderen Formen von gruppenbezogenen Vorurteilen und die Verbindung zwischen Kritik am Staat Israel und gegenwärtigem Antisemitismus reflektieren. Damit schließe ich mich den Aussagen mehrerer Interviewgebender an. Ich wünschte mir, dass die Medienkonsumentinnen und Medienkonsumenten sich einige der folgenden Fragen stellen:

- Kenne ich den geschichtlichen und aktuellen Kontext?



- Habe ich israelische Position(en) gehört und mich mit ihnen beschäftigt?
- Reagiere ich aus einem Reflex heraus oder habe ich mir multiperspektivische Informationen angeeignet?
- Welche Mechanismen kennzeichnen Antisemitismus?
- Wie kann ich zwischen berechtigter Kritik an der israelischen Politik und Gesellschaft und Hass gegen Israel unterscheiden?
- Was ist die Essenz von antisemitischen Verschwörungstheorien? Wann wird Israel zu ihrer Projektionsfläche?
- Welche Motive aus der Vergangenheit finden sich in den sozialen Medien heute?
- Kritisiere ich Israel für das, was es tut, oder für das, was es ist?
- Wird die Politik anderer Länder auch so scharf und so oft wie die Israels kritisiert?
- Warum wird gerade dem israelisch-palästinensischen Konflikt im Vergleich zu anderen, auch viel blutigeren Konflikten, wie z. B. in Syrien, im Jemen oder im Sudan so viel mediale Aufmerksamkeit geschenkt?
- Wird die Außenpolitik Deutschlands und der EU ihren eigenen moralischen Ansprüchen gerecht?

Diese Fragen können auch im Unterricht an Schulen und Universitäten sowie bei Projekten der politischen Bildung gestellt werden. Die Auswahl der oben genannten Vorschläge sollte sich am Alter und dem Vorwissen der Teilnehmenden orientieren. Diese können auch aufgefordert werden, eigene Fragen zu formulieren.



„Heimat? – Vielleicht“

Gekürzte und überarbeitete Version des Textes der von der Bundeszentrale für politische Bildung herausgegebenen Publikation „Heimat? - Vielleicht. Kinder von Holocaustüberlebenden zwischen Deutschland und Israel“, Bonn 2013 (S. 9 – 23):
<http://www.bpb.de/shop/buecher/schriftenreihe/169636/heimat-vielleicht>.

Während ich versuche, an diesem Text zu schreiben, sitzt mir meine Tochter unbekümmert gegenüber und erzählt mir in ihrer Muttersprache Hebräisch aus ihrem israelischen Alltag. Diese Situation selbst ist ein Mikrokosmos der Geschichte dieser Publikation:

Meine Tochter ist Israelin, ohne „Wenn und Aber“. Dazu gehört auch ihre Erwartung, dass ich ihr – unabhängig davon, was ich gerade mache – meine volle Aufmerksamkeit widme, wann immer sie diese in Anspruch nehmen möchte. Und dazu gehört auch, dass ich das selbstverständlich – zugegebenermaßen meistens auch sehr gern – tue.

Sie hat eine klare Identität und weiß genau, wo sie hingehört, nämlich nach Israel. Das Land, in dem sie zur Welt gekommen ist, ist ihr Zuhause und ihre HEIMAT. Das Wort ist auf ihren ausdrücklichen Wunsch hin großgeschrieben. Als kleines Mädchen sagte sie mir einmal: „Ich werde Israel nie verlassen, ich werde Netanja – das ist die Stadt, in der wir leben – nie verlassen, ich werde unsere Straße nie verlassen und ich werde unser Haus nie verlassen.“ Dieser kindlichen Aussage ist sie im Grunde auch als junge Erwachsene treu geblieben. Ihre Verwurzelung, ihre Verbindung mit ihrem Land, ihrer Gesellschaft und ihrer Familie ist unerschütterlich.

Mein Sohn ist auch ein „Produkt“ der israelischen Gesellschaft. Sein Militärdienst in einer Computereinheit der Armee ebnete seine berufliche Karriere im Bereich der Hochtechnologie. Im Gegensatz zu seiner Schwester ist er reisefreudig und ist viel in der Welt herumgekommen. Doch auch er hat eine klare und ungebrochene israelische Identität.



Bei mir verhält sich das anders. Um das zu erklären, möchte ich kurz die Geschichte meiner Eltern skizzieren.

Wie die meisten Holocaustüberlebenden waren auch meine Eltern nach dem Krieg Migranten. Mein Vater stammt aus einer orthodoxen jüdischen Familie in Transsilvanien (Rumänien). Er wurde als 16-Jähriger nach Auschwitz und danach ins Konzentrationslager Mauthausen deportiert. Nach seiner Befreiung blieb er aus praktischen Gründen in Wien. Er hasste die meisten Österreicher seiner Generation. Er sah in ihnen die Nazis, die seine Eltern ermordet hatten. Während er sein Leben in Wien aufbaute, dort eine Familie gründete, träumte er zeitlebens von Israel.

Er bewunderte die mutigen israelischen Soldaten, die den Feind besiegten. Besonders beeindruckte ihn die Tatsache, dass auch Mädchen Wehrdienst leisteten und somit zur Sicherheit des jüdischen Staates beitrugen. Sie verkörperten für ihn jüdisches Heldentum, das eine Art „Wiedergutmachung“, einen Trost für seine eigene Hilflosigkeit in Auschwitz darstellte. Er betonte das immer wieder und schärfte mir ein, nie zu vergessen, dass der Staat Israel dem jüdischen Volk in der ganzen Welt einen noch nie da gewesenen starken Schutzschild bietet. Meine Mutter stammt aus einer assimilierten jüdischen Familie in Budapest. Sie erlebte den Holocaust als kleines Mädchen im Ghetto von Budapest. Ihr Vater und ein großer Teil ihrer Familie wurden ermordet.

Als sie zwanzig war, flüchtete sie 1956 während des Volksaufstandes gegen die kommunistische Diktatur auf abenteuerlichen Wegen aus Ungarn nach Wien. Als sie allein in Österreich ankam, gab es dort immer wieder Menschen, die ihr halfen. Vielleicht sah sie Österreich deswegen als ihre Heimat an. Die Schrecken der Kriegszeit assoziierte sie nur mit Ungarn. Wien war und ist bis heute ihr Zuhause und auch ihre Heimat.



Israel war für sie – bis zu meiner Einwanderung – nie ein relevanter Bezugspunkt, höchstens ein Urlaubsziel.

Ich bin 1960 als Tochter dieser zwei von der Shoah traumatisierten Menschen zur Welt gekommen, die ganz gegensätzliche Einstellungen sowohl zu Wien als auch zu Israel hatten.

Die Erziehung meines Vaters bestand hauptsächlich darin, dass ich ihn oft zu seinen täglichen Aufenthalten im Kaffeehaus begleiten durfte, manchmal auch auf Kosten des Schulunterrichts. Dort saß er mit seinen Freunden, die ausnahmslos Holocaustüberlebende waren. Ihre auf Jiddisch geführten Gespräche drehten sich – neben den praktischen Dingen des Lebens – um drei Themen: die Verbrechen der Tätergesellschaften Deutschland und Österreich, den damals (wie auch heute) aktuellen Antisemitismus und – gleichsam als Kontrast dazu – die Liebe zu Israel. Diese Kaffeehausrunden haben mich sehr geprägt. Denn ich hörte Menschen, die sich mit dem Land, in dem sie lebten, keineswegs identifizierten und von einem anderen, das sie durch eine rosarote Brille sahen, träumten. Sie hatten Familien, schöne Wohnungen, aber keine Heimat. In meiner Wahrnehmung lebten sie in einem Vakuum, das sie als ganz normal ansahen. Irgendwann wurde mir bewusst, dass ich nicht auch so leben wollte. Ich verstand, dass ich als Tochter von Holocaustüberlebenden emotional nicht fähig war und es auch nicht wirklich sein wollte, Österreich als meine Heimat anzusehen.

Israel war die logische Alternative, das Kontrastprogramm zum Land der Täterinnen und Täter, der Mitläuferinnen und Mitläufer. Mit der vollen Unterstützung meines Vaters, dem die Trennung von seiner einzigen Tochter keineswegs leichtfiel, und gegen den Willen meiner Mutter kam ich 1979 in den jüdischen Staat.

Seit über 30 Jahren lebe ich in dem einzigen Land auf der Welt, in dem ich als Jüdin der Mehrheit angehöre. Das ist die zentrale Lehre, die ich



– im Sinn des Zionismus – aus der Geschichte meiner Familie und der Juden überhaupt gezogen habe.

Viele Höhen und noch mehr Tiefen dieses Landes habe ich miterlebt und auch mitgelebt. Ich war während der ersten und zweiten Intifada und auch während der beiden Libanonkriege hier. Mit Schrecken erinnere ich mich an die Zeit der Terroranschläge, von denen die Stadt Netanja stark betroffen war. Damals entging meine Tochter nur durch einen glücklichen Zufall knapp einem Anschlag. Ich brauchte lange Zeit, um mich von dieser Angst zu erholen.

Das kann auch israelischer Alltag sein und letztlich wissen wir nie wirklich, wann das normale Leben von einer Krisensituation abgelöst wird. Wir rechnen einfach immer damit und leben währenddessen so, als ob es all diese Gefahren gar nicht gäbe.

Besonders eingeprägt hat sich mir eine Situation im Jahr 1991. Damals brach der erste Golfkrieg aus und wir waren gezwungen, mit Gasmasken in Bunkern zu sitzen. Meine Mutter rief an und beschwor mich: „Komm mit den Kindern nach Hause.“ Meine Antwort kam damals wie aus der Pistole geschossen: „Ich bin zu Hause.“

Trotz dieser klaren Aussage konfrontiert(e) mich das Leben in Israel immer wieder mit der Frage, ob es richtig war, nach Israel einzuwandern, und ob es richtig ist, hierzubleiben. Wie gerade jetzt, wo die endlosen Diskussionen über die Gefahr einer iranischen Atombombe die Medien und auch viele private Gespräche beherrschen. Sobald ich das Radio einschalte oder die Zeitung lese, packt mich die Angst.

Dennoch war und ist mir klar, dass ich in Israel bleibe. Schließlich ist meine Familie israelisch und mein beruflicher Werdegang ist eng mit diesem Land verwoben. Damit meine ich nicht nur die vier Wände, in denen ich lebe, sondern auch das Land und die Gesellschaft. Die



Erfolge und Probleme der israelischen Gesellschaft teile ich, nicht nur objektiv, weil ich hier lebe, sondern auch emotional.

Meine beiden inzwischen erwachsenen Kinder waren für mich immer wieder Wegweiser zum Verständnis Israels. Das galt für die Sprache, die Denkweise und die Mentalität der Menschen.

Doch habe ich in Israel wirklich eine Heimat gefunden? Diese Frage stelle ich mir schon lange Jahre und kann sie bis heute nicht eindeutig beantworten.

Ein aus Russland stammender Neueinwanderer, Leonid Pekarovsky, brachte es in einem Zeitungsinterview prägnant auf den Punkt: „Ich bin kein Israeli, das ist unmöglich. Dafür muss man den Staub und den Sand mit der Muttermilch aufgesogen haben.“

Ich weiß nicht, ob diese Aussage richtig ist. Ich weiß nur, dass sie auch auf mich zutrifft. In gewisser Weise bin ich ein heimatloser Mensch bzw. lebe ich in zwei Welten, zwischen zwei Welten und manchmal denke ich „meine wahre Heimat ist eigentlich das Wiener Kaffeehaus“. Das hat – nicht nur, aber auch – viel mit Sprache zu tun. „Aus seiner Muttersprache kann man nicht auswandern“, schrieb Rabbiner Schalom Ben Chorin. Das gilt auch nach so vielen Jahren, in denen Hebräisch meine Familien- und zum Teil auch meine Arbeitssprache ist. Zum Beispiel schrieb ich vor zwei Jahren einen Beitrag für ein auf Hebräisch erscheinendes Buch. Paradoxerweise (oder eben nicht) verfasste ich den Text auf Deutsch.

Ich war und bin zwischen zwei Welten hin- und hergerissen. Das gilt auch für meine berufliche Laufbahn. Es ist kein Zufall, dass ich im Bereich der politischen Bildung mit Schwerpunkt deutsch-israelischer Dialog tätig bin. Begonnen hat dieser Werdegang im Museum der Jüdischen Diaspora in Tel Aviv. Dort begegnete ich zum ersten Mal deutschen Journalistinnen und Journalisten, Studierenden, Pädagoginnen und Pädagogen sowie Schülerinnen und Schülern, die Israel im Rahmen von Studienreisen besuchten. Ich entdeckte, welch



starker Bedarf nach Austausch bei ihnen vorhanden war. Je intensiver sich der Dialog mit ihnen gestaltete, desto mehr interessierten mich ihre Geschichte und ihre Fragestellungen. Gleichzeitig war ich froh, in deutscher Sprache arbeiten zu dürfen. Diese Aufgabe im Museum und später in anderen Organisationen ermöglichte es mir in gewisser Weise, gleichzeitig in Israel und doch in einem mir vertrauten Kulturkreis zu sein. Deutschland war zwar nicht mein Herkunftsland, doch kulturell war es mir vertraut. Meine persönliche Annäherung intensivierte sich durch zahlreiche Besuche und Begegnungen mit interessierten und neugierigen Menschen, die das Gespräch suchten.

In meiner Jugend in Österreich hatte ich so oft erlebt, wie stereotypisiert Juden wahrgenommen werden. Manchmal waren es antisemitische Vorurteile und manchmal auch eine besondere Freundlichkeit, eine politische Korrektheit, die eben Juden vorbehalten war – zumindest damals.

Um dieser politischen Korrektheit zu entgehen, deklarierte ich zumeist meine jüdische Herkunft, sobald ich fremden Menschen begegnete. Das tat ich, um peinliche Situationen zu vermeiden. Nur allzu oft hatten Nichtsahnende in meiner Gegenwart Phrasen wie z.B. „Hier geht es zu wie in einer Judenschule“ verwendet. Das war keineswegs als Kompliment gemeint. Nur selten traf ich in Wien Menschen, die Juden einfach unbefangen gegenübertraten. Das behagte mir keineswegs und ich führte endlose Diskussionen mit meinen nicht jüdischen Freundinnen und Freunden sowie Bekannten zu diesem Thema.

Die Einwanderung nach Israel befreite mich innerlich von dieser Fremddefinition. Sie ermöglichte mir selbst einen viel freieren und „normaleren“ Umgang mit Deutschen und Österreichern. Ich versuchte, ihnen das Selbstverständnis jüdischer Israelis nahezubringen. Gleichzeitig half mir der Austausch, meine eigenen Vorbehalte zu überwinden. Ich konnte mich ihren Lebenswelten öffnen und auch für ihre Probleme im Kontext der Vergangenheitsbewältigung sensibler werden.



Als Israelin war es mir klar, dass ich meinen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern, ob Jugendliche oder Erwachsene, zeigen wollte, wie wir als Kollektiv und auch als Individuen unsere jüdisch-israelische Identität definieren, welche Faktoren diese Identität beeinflussen und prägen. Bis heute frage ich mich, warum es mir eigentlich so wichtig war und heute noch ist, diese Selbstperzeption(en) in den Mittelpunkt meiner Arbeit zu stellen. Eine eindeutige Antwort habe ich nicht, doch spüre ich, dass sie mit der Geschichte meiner Eltern und von Holocaustüberlebenden im Allgemeinen zu tun hat.

Die Nationalsozialisten und ihre Kollaborateure hatten versucht, ihnen nicht nur ihr Leben, sondern auch ihre Menschlichkeit und Würde zu nehmen. Das ist den Täterinnen und Tätern nicht gelungen, doch blieben die Überlebenden für immer gezeichnet. Vielleicht drückt meine Arbeit auch meinen persönlichen Wunsch aus, die Erfahrung meiner Eltern und ihrer Generation im Dialog auch und gerade mit Deutschen zu vermitteln, ihre Lebenswelt, ihr Leid und ihre Leistung begreiflich zu machen.

Seit ich in Israel lebe, stelle ich mir die Frage, ob meine Entscheidung, einzuwandern, richtig gewesen ist oder nicht. Oft stelle ich mir vor, wie ich mich persönlich und beruflich entwickelt hätte, wäre ich in Wien geblieben.

Das Leben in Israel ist wesentlich unbequemer als in Europa. Das hat zunächst einen ganz „trivialen“ Grund: Die meiste Zeit des Jahres über ist die Hitze schier unerträglich, die Menschen sind viel angespannter. Darüber hinaus dienen unsere Kinder in der Armee und das prägt sie für ihr ganzes Leben. Die politische und militärische Auseinandersetzung mit den Palästinensern ist – auch in Zeiten der relativen Ruhe – latent immer präsent und jeder Israeli weiß, dass der Konflikt jederzeit explodieren kann. Kürzlich sagte mir ein Freund – halb im Spaß, halb im Ernst: „Ich weiß schon gar nicht mehr, vor welcher



Bedrohung ich mich mehr fürchten soll. Daher habe ich beschlossen, einfach keine Angst zu haben.“

Als Einwanderin musste ich die Spielregeln und die Codes der israelischen Gesellschaft erlernen. Hier hatte ich keinen familiären Rückhalt und auch keine der in Israel so hilfreichen Netzwerke, die sich meistens in der Armee bilden und oft einen guten Einstieg ins berufliche Leben erleichtern.

Wäre ich in Wien geblieben, wären meine Kinder definitiv ganz anders sozialisiert, sie würden ein wesentlich komfortableres und gefahrloseres Leben führen – ich brauche nur ihre Altersgenossen in Wien anzusehen. Das trifft auch auf mich zu, das Leben in Israel hat mich – gerade weil es schwierig sein kann – oft an meine inneren Grenzen gebracht und diese dadurch zugleich erweitert.



„Die Ratio der Gefühle“

Gekürzte und überarbeitete Version aus der Publikation „Der Dornbusch, der nicht verbrannte. Überlebende der Shoah in Israel“, Friedrich-Ebert- Stiftung Israel und Beit Berl Academic College, 2012 (S. 193 – 198)

Ich bin 1960 in Wien zur Welt gekommen. Meine Eltern sind beide Überlebende der Shoah, die über ihr Trauma nicht reden wollten. So begleitete mich ihr Schweigen in meiner Kindheit wie ein dunkler Schatten.

Im Gegensatz zu ihnen erzählte mir meine Großmutter unzählige Geschichten über ihren Leidensweg im Ghetto von Budapest. Diese Berichte sowie ihre Albträume von ihren ermordeten Eltern, dem Ehemann und den Geschwistern waren Gute-Nacht-Geschichten, mit denen ich als kleines Mädchen oft eingeschlafen bin. Die Leidensgeschichte meiner Familie stimmte mich traurig und machte mir auch Angst.

Der Staat Israel hingegen war für mich damals gleichbedeutend mit Trost und Hoffnung und das besonders deshalb, weil er von meinem Vater so sehr geliebt wurde. So hatte der Bildband über den Sechstage-Krieg einen Ehrenplatz in seiner Bibliothek. Mein Vater schwärmte von den mutigen israelischen Generälen, die den Feind besiegten. Sie verkörperten für ihn jüdisches Heldentum, das eine Art „Wiedergutmachung“, einen Trost für seine eigene Hilflosigkeit in Auschwitz darstellte. Er betonte das immer wieder und schärfte mir ein, nie zu vergessen, dass der Staat Israel dem jüdischen Volk in der ganzen Welt einen noch nie da gewesenen starken Schutzschild bietet.

Mit diesem Israel-Bild wuchs ich auf. Das Land war die Verheißung: Ein Paradies am Meer, erschaffen von starken, jüdischen Pionieren.

Im Jahre 1975 besuchte ich zum ersten Mal diese Verheißung, dieses mein gelobtes Land: Auch wenn das Israel der 70er Jahre ärmlicher wirkte, als ich es mir erträumt hatte, so war ich doch sehr beeindruckt von der jüdischen Renaissance, den lockeren Umgangsformen, dem Sonnenschein. Die gutaussehenden und durchtrainierten Israelis mit



ihren dunklen Sonnenbrillen – und natürlich in Uniform – beeindruckten mich ganz besonders. Sie waren stark und lebenslustig, ein Kontrast zu meinem oft so traurigen Vater.

Österreich wurde für mich immer mehr zum "Land dort", so wie David Grossmans Momo Polen nannte, die Heimat seines Großvaters. Die von meinem Vater erweckte zionistische Ader wurde in der Jugendbewegung Bnei Akiva, in der ich mehrere Jahre Mitglied war, noch verstärkt. Die israelischen Emissäre beeindruckten uns mit ihrem Hebräisch, den Volkstänzen, der Begeisterung für die Armee. Sie vermittelten uns ein idealisiertes Israel mit einem angenehmen rosafarbenen Zuckerguss. So entstand in mir ein eindimensionales und naives Bild des jüdischen Staates, mit dem ich 1979 in das Land kam.

Doch sehr bald schon wurde ich mit der israelischen Realität und den Wunden dieser Gesellschaft konfrontiert. Der Umgang mit dem Thema Holocaust und vor allem die Begegnung mit Überlebenden öffneten mir die Augen. Die ersten Menschen, die mich in der neuen Heimat mit viel Wärme und Hilfsbereitschaft aufnahmen, war das Ehepaar Kern. Rachel stammte aus Wien und Johnny aus Hamburg. Ihr Zuhause sah genauso aus wie die Wohnungen, die ich aus Wien kannte. Sie nannten sich gegenseitig zwar "Abale" und "Imale", doch sehr viel mehr Hebräisch hörte ich bei ihnen nicht. Deutsch war die Familiensprache. Hätten vor der Tür nicht die Palmen gestanden, wäre ich im Zweifel darüber gewesen, ob ich meinen Wohnort wirklich gewechselt hatte. Beide hatten Europa rechtzeitig verlassen und sich in Israel ein neues Leben aufgebaut. Wenn mich in schwachen Momenten die Sehnsucht nach der alten Heimat packte und ich zaghaft mit meiner Entscheidung nach Israel zu kommen haderte, sahen sie mich vorwurfsvoll an. "Wie kann man als Jüdin nur ernstlich erwägen, noch in Wien zu leben? Unter den Mördern? Hier ist die Zukunft." Solch einem Argument hätte ich damals nicht zu widersprechen gewagt.

Meine erste Arbeitserfahrung sammelte ich im Museum der Jüdischen Diaspora als Guide für ausländische Besucher/innen. Das von dem



Widerstandskämpfer Abba Kovner konzipierte Museum festigte mein damaliges Weltbild. Kovner war für alle Mitarbeiter/innen eine ideale Leitfigur, eine lebendige Verkörperung des neuen Hebräers. Er hatte im Ghetto von Wilna gekämpft und wollte sich nach dem Krieg an Deutschland rächen. In Israel war er Poet, Lehrer und lebte ganz bescheiden im Kibbutz. Kovner verkörperte die Antithese zum wehrlosen Juden. Er symbolisierte in meiner Wahrnehmung den starken, kampfbereiten und zugleich im liberalen und jüdischen Europa verankerten humanen jüdischen Staat.

In dieser Zeit arbeitete ich parallel auch in Massuah, dem Institut für Holocauststudien als Seminarmoderatorin für deutsche Gruppen. Dort hörte ich viele bewegende Zeitzeugenberichte von Überlebenden. Ihre Leidensgeschichten in den Ghettos und Konzentrationslagern wühlten mich auf. Am meisten bewegte mich jedoch ihre Einstellung zu Israel: Immer wieder versicherten diese Menschen den deutschen Besuchern/innen, dass für sie der jüdische Staat die wirkliche und wahre Rache an Hitler sei. Weiter betonten sie, dass nur dieser Staat das Überleben des jüdischen Volkes garantieren könne. Sie verkörperten zugleich Verletzlichkeit und Stärke.

Aus ihren Aussagen waren Patriotismus sowie Kampfbereitschaft für die Existenz des Staates Israel herauszuhören und gleichzeitig hatten sie - trotz allem – immer noch eine starke Bindung zu Europa.

Ihre zionistische Botschaft wollten diese älteren Menschen den Nachfolgegenerationen mit auf den Weg geben. Ihre Haltung und ihre Berichte bestärkten mich im Nachhinein immer wieder in meiner Entscheidung, nach Israel eingewandert zu sein.

Doch paradoxerweise waren es gerade ihre Erzählungen, die in mir Zweifel in Bezug auf Israel entstehen ließen. Denn viele erzählten - mit nach so langen Jahren immer noch spürbarem Schmerz und Verbitterung - mit wie viel Unverständnis ihr Umfeld sie bei ihrer Ankunft behandelt hatte.

Diese Überlebenden verhehlten nicht, wie schlecht sie unmittelbar nach dem Holocaust in der neuen Heimat aufgenommen und sogar verhöhnt worden waren.



Immer wieder tauchte in ihren Geschichten der in Israel insbesondere in den Anfangsjahren des Staates oft verwendete Satz auf "Sie haben sich wie Schafe zur Schlachtbank führen lassen". Dieser Vergleich zeigte, dass sich viele Israelis in die Lebenssituation der Juden in Europa nicht einfühlen konnten oder wollten.

Als ich diese Berichte hörte, war ich schockiert. Es war erschütternd zu erfahren, dass die Opfer als Reaktion auf diese Ablehnung über ihre Erfahrungen im Holocaust einfach nicht mehr redeten. Sogar Moshe Sanbar, der ehemalige Gouverneur der Bank of Israel, bekennt, dass er in langen Jahren öffentlichen Wirkens seine Vergangenheit verschwieg.

Die starken Israelis wollten sie ohnehin nicht hören. Tom Segev nannte dieses Phänomen "die Verschwörung des Schweigens". Meine Perzeption von Israel begann sich zu verändern. Das Land war in meinen Augen nicht nur der Schutzschild, die wahre Heimat für alle Juden, insbesondere für die schwachen. Ich sah die harte, "entmythologisierte" und damit letztendlich menschliche Seite dieser Gesellschaft.

Meine erste Reise nach Deutschland machte ich im Jahr 1990. Ich war Mitglied einer israelischen Delegation, die von Israel Szabo, dem Leiter des Rutenberg-Institutes, geleitet wurde. Szabo hatte im Zweiten Weltkrieg unter Lebensgefahr jüdische Kinder gerettet. Bis heute ist er mir ein moralisches Vorbild, sozusagen mein säkularer Rabbiner. Er war europäisch gebildet und in meinen Augen ein Vertreter des humanen, liberalen, weltoffenen Zionismus. Er war einer der ersten Israelis, der, trotz massiver Kritik, schon in den 60er Jahren den Dialog mit Deutschen suchte und aktiv förderte.

Sein Bekenntnis zum jüdischen Staat war unerschütterlich.

Was den Nahostkonflikt betraf, kritisierte er zwar nicht öffentlich, aber in persönlichen Gesprächen durchaus die israelische Politik. Doch nach außen verteidigte er sein Land immer wieder. So werde ich nie seine Antwort auf die Frage eines deutschen Lehrers zur israelischen Besatzung vergessen. Szabo sagte einfach: "Wissen Sie, junger Mann, nach all dem was ich gesehen und erlebt habe, bin ich zwar ein



Peacenik, doch kein Pazifist". Damals identifizierte ich mich voll mit dieser Aussage, gerade weil sie von einem Mann wie Israel Szabo kam. Ich wollte nicht wahrhaben, dass die Realität des Nahostkonflikts wesentlich komplexer war. Heute habe ich eine sehr kritische Einstellung zu dieser Thematik. Dennoch habe ich bis heute Hemmungen, meine Verurteilung der israelischen Nahostpolitik - insbesondere Deutschen gegenüber - in aller Klarheit auszudrücken. Denn in meiner langjährigen Erfahrung im deutsch-israelischen Dialog, insbesondere im Bereich der politischen Bildung, machte ich viele verletzende Erfahrungen. Ich hörte sogar deutsche Multiplikatoren/innen, die sich nicht scheuten, Israel mit Nazideutschland zu vergleichen. Solche Aussagen sind für mich nicht nur falsch sondern auch emotional unerträglich. Daher habe ich - wie auch Szabo - einen Mechanismus der "Selbstzensur" entwickelt.

In der Retrospektive empfinde ich im Wesentlichen nach wie vor liebevolle Empathie für die Einstellung der meisten Überlebenden zu Israel. Das gilt insbesondere für diejenigen, denen ich begegnet bin. Bis heute vermitteln sie mir ein Gefühl der Zugehörigkeit zu den ursprünglichen Zielen des Zionismus. Immer noch bewundere ich ihre Kraft und Fähigkeit, wie Phönixe aus der Asche aufzuerstehen.

Die meisten haben sich hier nicht nur persönlich ein neues Leben geschaffen, sondern waren auch aktiv am Aufbau Israels beteiligt. Diese Menschen haben in meiner Wahrnehmung einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung des jüdischen Staates geleistet, der ihnen nur zu oft wenig Gegenliebe und Respekt entgegenbrachte.

Die Lehre, die viele israelische Überlebende aus der Shoah ziehen, ist ein entschiedenes „NIE WIEDER“, und nur ein starkes Israel kann dieses „NIE WIEDER“ gewährleisten. Durch die Geschichte meiner eigenen Familie und die langjährige Sozialisierung in Israel ist es mir bis heute auch nicht immer möglich, mich emotional dieser ihrer in sich geschlossenen und nachvollziehbaren Logik zu entziehen. Doch so berechtigt das Credo des „NIE WIEDER“ aus der ganz subjektiven Perspektive zahlreicher Überlebender auch sein mag – auf eine



Gesellschaft wie die israelische kann es auch gefährliche Auswirkungen haben. Es verhindert rationales politisches Denken und Handeln. Die Shoah ist immer der Ausgangspunkt für die Auseinandersetzung mit der Gegenwart, mit dem politischen Konflikt. Politiker nützen die realen Ängste vieler Israelis für ihre nicht immer hehren Ziele. Zum Beispiel ist der Vergleich zwischen den heutigen Gegnern und Hitler ein viel zu häufiger Reflex, der im öffentlichen Diskurs immer wieder aufkommt.

1988 erschien in Haaretz der Artikel „Die Notwendigkeit zu vergessen“ von Professor Yehuda Elkana. Der Autor, selbst Überlebender der Shoah, schrieb: „Ich bin immer mehr davon überzeugt, dass der grundlegende politische und soziale Faktor, der einen großen Teil der israelischen Gesellschaft motiviert, eine tiefe existentielle ‚Angst‘ ist“. Seiner Ansicht nach entspringt diese Angst einer „bestimmten Interpretation des Holocaust und der Bereitschaft zu glauben, dass die ganze Welt gegen uns ist und wir das ewige Opfer sind.“ Dieses Zitat formuliert das Unbehagen, das auch ich so oft verspürte und dennoch nicht auszusprechen gewagt hatte.

Es gibt auch Überlebende, die sich – gerade wegen ihrer leidvollen Biographie – von Patriotismus und kollektiver Einvernehmung distanzieren. Die Schriftstellerin Lizzie Doron erzählt in ihrem Roman Warum bist du nicht vor dem Krieg gekommen? eindrücklich, wie ihre Mutter den Kontakt zur Tochter fast abbrach, als diese ihren Wehrdienst auf den Golan-Höhen leistete und ihre Begeisterung für die Armee zum Ausdruck brachte.

Meine eigene Mutter kann keine Uniformen sehen, selbst wenn ihre israelischen Enkelkinder diese tragen. In meiner Jugend konnte ich die Angst meiner Mutter vor militärischen Symbolen nicht nachvollziehen, heute empfinde ich sie selbst.

2009 moderierte ich ein Panel bei einer Konferenz zum Thema „Holocaustüberlebende und die Medien in Israel“. Eine Journalistin kritisierte dabei mit viel Ironie die offiziellen Gedenkfeiern zur Shoah in Yad Vashem. Daraufhin entbrannte eine fast unerträglich emotionale Diskussion im Publikum, das, wie sich herausstellte, fast nur aus



Überlebenden bestand. Einige stimmten der Journalistin zu, dass der Staat ihre Geschichte vereinnahmt und sie selbst auch vernachlässigt habe. Andere widersprachen nicht nur heftig, sondern gestanden unumwunden, dass die Gedenkzeremonie in Yad Vashem und die Präsenz der Armee dort für sie der schönste Moment jedes Jahres seien. Diese Kontroverse lähmte mich. Die Furcht, diese Menschen in ihren Gefühlen zu verletzen, war stärker als alles andere, obwohl ich selbst massive Bedenken in Bezug auf die ritualisierte offizielle israelische Gedenkkultur empfinde.

Je mehr ich mir meiner Beziehung zu den Überlebenden in Israel bewusst werde, desto mehr verstehe ich, wie stark sie meine Wahrnehmung von Israel geprägt haben. Sie haben mir ein Gefühl der emotionalen Zugehörigkeit zu den europäischen Wurzeln dieser Gesellschaft vermittelt. Damit haben sie mir hier ein Stück kulturelle Heimat gegeben. Selbst nach drei Jahrzehnten reagiere ich auf ihre Botschaften in Bezug auf Israel emotional. Immer wieder fallen mir die Worte der Journalistin Ruth Bondy ein. Sie formulierte in einer Rede in Yad Vashem ihr zionistisches Bekenntnis folgendermaßen: "Nach dem Krieg sind wir nach Israel eingewandert - nicht weil wir davon überzeugt waren hier sicher zu sein. Wir sind gekommen, um unter Juden zu leben, nie wieder eine tolerierte oder auch nicht tolerierte Minderheit zu sein. Das ist auch heute das Allerwichtigste." Dieser Satz bewegt und überzeugt mich bis heute.

Es brauchte lange Zeit, bis ich es wagte, patriotische Aussagen von Überlebenden selbst in Frage zu stellen. In solchen Momenten wurde mir bewusst, wie meine persönliche Verbundenheit mit diesen Menschen dazu geführt hat, dass meine Kritikfähigkeit gegenüber Israel zeitweise gelähmt oder zurückgedrängt wurde. Erst nach über 30 Lebensjahren in Israel wage ich es, diese Gedanken in persönlichen Gesprächen auszudrücken und sie auch schriftlich festzuhalten. Es fällt mir nicht immer leicht, diesen Widerspruch, den ich wie eine Gratwanderung empfinde, auszuhalten. Ich bin mir sicher, dass ich immer wieder Momente erleben werde, in denen dieser innere Konflikt aufbricht. Vielleicht muss ich lernen, diese Gratwanderung zwischen



Emotionen als einen Aspekt meiner israelischen Identität zu akzeptieren. Denn Gefühle haben - auch in diesem Kontext - ihre eigene Ratio.



„Der Holocaust, ein Teil von uns“

In: ZEIT ONLINE, 27.01.2017:

<https://www.zeit.de/kultur/2016-01/auschwitz-holocaust-ueberlebende-israel-10nach8>

Mein Vater wurde 1944 aus der Kleinstadt Satu-Mare in Transsylvanien nach Auschwitz und von dort ins Konzentrationslager Mauthausen deportiert. Seine Eltern konnten ihren Peinigern keinen wirtschaftlichen Nutzen bringen und wurden deshalb in die Gaskammer geschickt. Sie waren damals jünger, als ich es heute bin.

Meine Mutter überlebte im Krieg als kleines Mädchen die Verfolgung durch das Horthy-Regime im Ghetto von Budapest.

Im Kreis meiner jüdischen Kindheitsfreunde in Wien war ich die einzige, die eine noch lebende, im Übrigen heiß geliebte, Oma hatte. Sie erzählte mir unzählige Geschichten über ihren Leidensweg. Diese Berichte sowie ihre Albträume von ihren ermordeten Eltern, dem Ehemann und den Geschwistern waren Gutenachtgeschichten, mit denen ich als kleines Mädchen oft eingeschlafen bin. Dennoch ist die traurige Wahrheit, dass mir die zahlreichen ermordeten Angehörigen – trotz der großmütterlichen Schilderungen – fremd sind. Im Grunde genommen sind sie fast spurlos verschwunden. Ein Freund meiner Eltern merkte einmal über dieses Verschwinden der Vorfahren an: "Wie sollte ich meinen Kindern erklären, dass meine Frau und ich nicht Adam und Eva waren?" Mit den Jahren verstehe ich seine Frage immer besser.

Die Geschichte meiner Familie bewog mich dazu, Wien zu verlassen und nach Israel einzuwandern. Nur allzu gut waren mir die täglichen Kaffeehausbesuche meines Vaters in Erinnerung, zu denen ich ihn in oft, auch auf Kosten des Schulunterrichts, begleitet habe. Dort saß er mit seinen Freunden, die ausnahmslos Holocaustüberlebende waren. Ihre auf Jiddisch geführten Gespräche drehten sich, neben den praktischen Dingen des Lebens, um drei Themen: die Verbrechen der Tätergesellschaften Deutschland und Österreich, den damals (wie auch



heute) aktuellen Antisemitismus und – gleichsam als Kontrast dazu – die Liebe zu Israel. Diese Kaffeehausrunden haben mich sehr geprägt. Denn ich hörte Menschen, die sich mit dem Land, in dem sie lebten, keineswegs identifizierten und von einem anderen, das sie durch eine rosarote Brille sahen, träumten. Sie hatten Familien, schöne Wohnungen, aber keine Heimat. Meiner Wahrnehmung nach lebten sie in einem Vakuum, das sie als ganz normal ansahen. Irgendwann wurde mir bewusst, dass ich nicht auch so leben wollte. Ich verstand, dass ich als Tochter von Holocaustüberlebenden emotional nicht fähig war und es auch nicht wirklich sein wollte, Österreich als meine Heimat anzusehen.

Mein Traum von der Zugehörigkeit zu einer Großfamilie erfüllte sich durch das Leben in der neuen Heimat: Ich heiratete in einen kinderreichen Clan ein. Obwohl ich schon lange Jahre geschieden bin, habe ich an der engen Verbundenheit zu dieser vielköpfigen, lauten, streitfreudigen und vitalen Verwandtschaft festgehalten, nicht nur wegen meiner beiden Kinder. Der Haviv-Stamm war und ist das Kontrastprogramm zum schwarzen Loch der Ermordeten und der traumatisierten Lebenden in meiner Familie. Meinen vor vier Jahren verstorbenen Schwiegervater löcherte ich oft mit Fragen nach der Geschichte seiner Familie in Libyen, der abenteuerlichen Flucht nach Israel und seiner Integration in die neue Heimat. Vielleicht wollte ich seine Stimme hören, weil mein eigener Vater nie über seine Jugend reden wollte. Erst bei unserer letzten Begegnung in Wien vor seinem Tod sagt er mir nebenbei: "Im Viehwaggon nach Auschwitz haben wir unseren eigenen Urin getrunken, um nicht zu verdursten."

Seit ich im jüdischen Staat lebe, habe ich sowohl beruflich als auch privat immer die Nähe zu Überlebenden gesucht. Auf Hebräisch nennt man sie auch She'erit ha Plita, die letzten Entronnenen. 600.000 dieser Menschen sind seit der Gründung des Staates Israel 1948 eingewandert, weniger als ein Drittel von ihnen lebt heute noch. Viele von ihnen haben sich in Israel ein Stück jüdisches Europa erschaffen, nur dass vor ihrer Tür eben Palmen und keine Tannen stehen.



Der Dornbusch, der nicht verbrannte, ist der von der biblischen Metapher inspirierte Titel eines 2012 erschienenen Buches, das sich mit Überlebenden der Shoah und ihren Einfluss auf den Staat Israel und das Ethos der Gesellschaft befasst. "Überaus charakteristisch war der brennende Wunsch der Überlebenden, eine Rolle bei dem großen israelischen Drama zu spielen und zwar vorne auf der Bühne und nicht als Statisten", bringt es die Schriftstellerin Nava Semel in ihrem Beitrag auf den Punkt.

Ich interviewte viele Entronnene, erarbeitete pädagogische Programme zu ihren Biografien und vor allem hörte ich ihnen einfach zu. Auch heute begegne ich ihnen immer wieder im Alltag. So stand ich kürzlich in einem Möbelgeschäft und wollte einen Schreibtisch erstehen. Meine lautstarken Verhandlungen mit dem Ladeninhaber wurden durch die Frage eines alten Herrn unterbrochen. Sein Hebräisch war eindeutig durch den mir so vertrauten ungarischen Akzent gefärbt. Sofort wandte ich mich vom erstaunten Verkäufer ab und fragte den Senior in seiner Muttersprache, woher er denn ursprünglich stamme. Daraufhin ließ auch er die Möbel Möbel sein und widmete sich mir. Er erzählte mir in wenigen Sätzen, dass er bis zu seiner Deportation nach Auschwitz in Budapest gelebt hatte und als einziger seiner Familie der Vernichtung entgangen war. Als Beweis zeigte er mir einen Ausweis mit seinem Foto. Die vom Finanzministerium ausgestellte Plastikkarte bescheinigte Eliezer, ein Überlebender der Shoah zu sein: "Invalide der Verfolgung durch die Nationalsozialisten" hieß es dort wörtlich. Er erklärte mir, dass ihm dieses Dokument Anrecht auf Ermäßigungen und kostenlose psychologische Betreuung bei der Organisation Amcha gäbe.

Während unseres Gespräches stand seine Frau mit verschränkten Armen daneben und nickte nur. Ihr Gesichtsausdruck besagte: "Ich war auch dort, aber ich will darüber nicht reden, und stell mir ja keine Fragen".

Ich erzählte dem alten Herrn, dass ich als Pädagogin versuche, deutsche Jugendliche für die Notwendigkeit des Gedenkens zu motivieren. Als er interessiert nachfragte, bat ich ihn, seine Karte fotografieren zu dürfen. Er zögerte einen Augenblick, dann hielt er sie



mir hin. Während ich das Foto auf meinem Mobiltelefon begutachtete, holte er einen weiteren Ausweis hervor. "Kurz nach meiner Einwanderung musste ich im Unabhängigkeitskrieg kämpfen. Dort bin ich verwundet worden und seitdem bin ich auch Kriegsinvalide." In der Tat stand diese Information auf seiner zweiten Karte. Trotz der etwas widrigen Umstände – wir unterhielten uns immer noch über den Kopf des Möbelverkäufers hinweg – war ich auf den weiteren Verlauf von Eliezers Biografie gespannt. Doch ich spürte, dass der alte Mann ungeduldig wurde. Daher fragte ich rasch, ob ich auch diesen Ausweis fotografieren dürfe. Er blickte mich an, zögerte und erwiderte "Nein, das reicht". Ich versuchte ihn nicht zu überreden, sondern dankte ihm für das Gespräch. Der Verkäufer atmete auf, er freute sich, dass wir wieder zur Tagesordnung überzugehen schienen. Den Schreibtisch habe ich allerdings nicht erworben.

Während ich das Foto des Ausweises betrachte, denke ich daran, wie sehr Israels Raison d'Être aus diesen beiden Dokumenten ersichtlich ist. Der alte Mann im Möbelgeschäft ist keineswegs ein Einzelfall. Nachdem den Entronnenen in Europa alles genommen worden war, wollten sie Israel um jeden Preis schützen. Sie kämpften nicht nur um das Land, sondern auch um eine neue Heimat, ein neues Leben. Das heutige Israel ist weit entfernt von den Idealvorstellungen des jüdischen Staates, die viele Entronnene beseelt hatten. Weder konnte es seinen Bürgern Frieden und Sicherheit gewährleisten, noch wurde es zu dem von seinen Gründern erträumtem Modell sozialer Gerechtigkeit, eher im Gegenteil. Doch eine Heimat und ein Zuhause hat es ihnen gegeben.

Für die meisten der Entronnen gilt nach wie vor das Bekenntnis einer Leidensgenossin zu ihrem Land: "Nach dem Krieg sind wir nach Israel eingewandert, nicht weil wir davon überzeugt waren, hier sicher zu sein. Wir sind gekommen, um nie wieder eine tolerierte oder auch nicht tolerierte Minderheit zu sein."



„Die zweite Generation der Holocaust-Überlebenden: Es lebe das Leben!“

In: Blog der Frankfurter Allgemeinen Zeitung "Ich. Heute. 10 vor 8.", 26.12.2014:
<http://blogs.faz.net/10vor8/2014/12/26/die-zweite-generation-der-holocaust-ueberlebenden-es-lebe-das-leben-3378/#more-3378>

Gestern rief mich meine Freundin Rivka an. Sie ist 52 Jahre alt, frisch geschieden und in der Tel Aviver Singleszene aktiv. Sie berichtete mir von einem Treffen mit Shlomo, dessen Eltern nach dem Krieg nach Israel eingewandert waren. Im Laufe des angeregten Gespräches erzählte ihm Rivka die Lebensgeschichte ihres Vaters. Dieser war als Junge von Prag ins Ghetto Theresienstadt und dann nach Auschwitz deportiert worden. Ihr neuer Bekannter hörte aufmerksam zu und kommentierte ihren Bericht mit einem Wort: „Nett“. Als sie mir dieses Erlebnis wiedergab, lachten wir beide nur. Dasselbe Lachen, das wir immer lachen, wenn unsere häufigen Telefongespräche beim Thema Shoah angelangt sind. Und das tun sie immer, ausnahmslos. Deshalb hatte Rivka den Ton von Shlomo sofort richtig interpretiert. Er wollte nicht pietätlos sein. Sein Zynismus war ein Signal der Empathie: *„Ich weiß genau, wovon du sprichst“*. Seine Eltern, polnische Juden, waren nämlich ebenfalls in den KZs der Nazis gewesen.

Für Außenstehende mag diese Situation berechtigterweise mehr als bizarr erscheinen, sogar an der Grenze zu meshugge. Doch sowohl meine Freundin, ihr Gesprächspartner, als auch ich sind Kinder von Überlebenden der Shoah. Experten bezeichnen uns als „Zweite Generation“ und haben viel über die Tradierung des Traumas auf unsere Psyche geschrieben. Gila Lustiger schreibt in ihrem Familienroman *„So sind wir“*: *„Als ich an einem frühen Morgen joggte..., hatte ich plötzlich die Eingebung, dass ich rannte,... um förmlich aus allen Poren auszuschwitzen, was man Erinnerungsgiftstoff nennen könnte.“*

Die Trauer unserer Eltern gehört zu unseren frühen Erinnerungen, sie ist uns vertraut und hat unsere Lebensentwürfe geprägt. Wir haben



gelernt mit diesem Erbe zu leben, immer bemüht unsere Eltern vor weiterem Leid zu bewahren, sei es auf Kosten der eigenen Seele. Die verdrängten Schuldgefühle der ersten Generation ihren vergasten Angehörigen gegenüber erbten ihre Kinder, ohne sie zu verstehen. Wie von Zauberhand übertrugen sich diese auf unser Leben und bestimmten unsere familiären Beziehungen. Viele von uns wurden zu den Eltern ihrer Eltern.

Manche von uns leidet die Sehnsucht nach Normalität, sie versuchen die Vergangenheit zu verdrängen. Die schrecklichen Geschichten ihrer Eltern wollen sie nicht hören. Ich erinnere mich, dass ich eine israelische Soziologin bei einem Holocaustseminar traf. Ihre Eltern waren beide in Konzentrationslagern gewesen. Sie deklarierte *„Ich fühle mich in keinsten Weise als Zweite Generation“*. Eine Kollegin sagte ihr auf den Kopf zu, dass es unmöglich sei, das Trauma seiner Eltern abzustreifen wie ein altes Kleid. Drei Jahre später schien es die Wissenschaftlerin selbst verstanden zu haben, denn sie veröffentlichte die Geschichte ihrer Mutter in Auschwitz.

Die meisten mir bekannten Angehörigen der Zweiten Generation wollen alles über die Shoah lernen. Als ich das Buch der israelischen Psychologin Dina Wardi, *„Gedenkkerzen – Kinder der Shoah“* las, hatte mein Syndrom plötzlich einen Namen. *„Erinnere Dich und Bewahre“* lautet ein Gebot der jüdischen Religion. Ich bin säkular, aber diese Mitzvah habe ich wahrlich befolgt.

Unsere Eltern haben sich nach dem Krieg wie „Phönixe aus der Asche“ erhoben. Sie hatten keine Mühe gescheut und es geschafft, ihren Kindern eine gute Ausbildung und ein komfortables Leben zu bieten. Das war für sie eine absolute Priorität, in vielen Fällen eigentlich ihr Lebensinhalt. *„Wir arbeiten, damit du lernen und studieren kannst. Du sollst dich immer durchschlagen können, egal, was kommt. Eine gute Ausbildung kann dir niemand wegnehmen.“* Dieser Satz war das Mantra unserer Kindheit, er hat angespornt und noch mehr verpflichtet.



In meiner Geburtsstadt Wien waren alle meine jüdischen Freundinnen und Freunde Kinder von Überlebenden. Wir tauschten uns über die Familientragödien zwar aus, doch wussten wir damals nicht, dass wir dem internationalen „Club“ der Second Generation angehören. Das wurde mir erst in den 80er Jahren klar, als ich diesen Begriff zum ersten Mal hörte. Der Film „Due to that War“ über die Familiengeschichte des bekannten Sängers Yehuda Polliker wühlte mich auf und spendete mir gleichzeitig Trost. Ein Star hatte sich als Leidensgenosse geoutet. Er arbeitete die Tragödie seiner Familie musikalisch auf, und ich konnte mitsingen.

Es ist nicht verwunderlich, dass auch in Israel viele Angehörige der Zweiten Generation zu meinem privaten und persönlichen Umfeld gehören, man findet sich eben.

Mir scheint, die Kinder von Überlebenden der Shoah sind ein eigener Stamm im jüdischen Staat und auch in der Diaspora. Als Angehörige des – seit der Zerstörung des Tempels – immer schon globalisierten jüdischen Volkes sind seine Mitglieder in der ganzen Welt zerstreut.

Dieser jüdische Stamm hat transkontinentale Codes entwickelt, mit denen sich seine Mitglieder untereinander verständigen und sofort verstehen. Sie bilden nicht nur einen Stamm, sondern auch eine Art rahmenlose Selbsthilfegruppe. Wir lachen über unsere existentiellen Ängste, unsere automatischen Schuldgefühle. Über die übertriebene und oft nervende Fürsorge unserer Eltern tauschen wir uns nur allzu gerne aus und auch über die schwarze Tiefe des Schweigens. Da bedarf es keiner Erklärungen. Schwarzer Humor übertüncht und heilt manchmal die verletzte Seele. Die bewusste und auch gewählte Zugehörigkeit zum Stamm der Zweiten Generation hat mir geholfen, das Erbe meiner Familie anzunehmen. Sie öffnete mir die Tür zu einer konstruktiven Auseinandersetzung mit dem Schmerz. Ich habe gelernt, nicht nur auf die Verletzungen meiner Eltern zu fokussieren, sondern auch ihre unglaubliche Leistung des Wiederaufbaus zu würdigen. *„Die Überlebenden haben das Leben... und die Regeneration gewählt und nicht den Sturz in die Verzweiflung“*, sagt die Historikerin Hanna



Yablonka. Obwohl unsere Eltern oft unter Depressionen litten, gaben sie den Kampf um eine neue Existenz nicht auf. Dies trifft auf meine Eltern zu, auch wenn meinen Vater die Erinnerung an Auschwitz und Mauthausen im Alter von 60 Jahren eingeholt hat. Er starb an den seelischen und physischen Spätfolgen seiner Leidenszeit im Konzentrationslager. Und er ist kein Einzelfall.

Dennoch, unsere Eltern haben uns – dem Stamm der Zweiten Generation – die Richtung gewiesen: „*Es lebe das Leben*“.

(Dieser Text wurde in die Lehrmaterialien der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz aufgenommen. Eine hebräische Version des Textes wurde in Haaretz veröffentlicht, 11.04.2015: <http://www.haaretz.co.il/opinions/.premium-1.2610410>)



Mein Vater Nikolaus (Miki) Horiner und ich



Familiengeschichten und Anekdoten



„Der alte Strohhut“

In: Hagalil, 17.04.20222

[Der alte Strohhut - haGalil](#)

Gestern brachte mir der Junior einen alten Strohhut und hängte ihn im Garten an einen Baum. Er wusste, dass ich das Fundstück sofort erkennen würde. Es gehörte seinem Opa.



Der unerwartete Anblick der abgewetzten Kopfbedeckung löste eine Welle von Erinnerungen an den Patriarchen des Haviv-Stammes in mir aus. Er war 1928 in Libyen als Sohn einer wohlhabenden jüdischen Familie zur Welt gekommen. Die Eltern hatten eine Textilfabrik und ein großes Haus. Wie bei vielen orientalischen jüdischen Familien, war das Praktizieren der jüdischen Religion eine Selbstverständlichkeit, die keiner großen Gesten bedurfte.

Als in dem arabischen Land – als Reaktion auf die Gründung Israels – Pogrome gegen Juden ausbrachen, flüchtete die Familie. Sie hinterließ ihren gesamten Besitz in der Hafenstadt Benghazi, um sich in Sicherheit zu bringen. Sein Vater kam bei der Odyssee ums Leben, die Strapazen und die Aufregung überforderten sein Herz. Doch die Anderen schafften es auf das Schiff, das sie 1951 auf Umwegen in den jüdischen Staat brachte.

Im Sinne des Prinzips „Wir lieben die Einwanderung, nur die Einwandernden nicht“ – nahm Israel die Familie auf. Bei Ankunft wurden sie in eine Asbest-Baracke in einem Auffanglager in Netanya untergebracht und mit wenig Respekt behandelt. Die Hebräisierung der Vornamen wurde damals allen Einwandernden abgefordert, so



verwandelte sich Chlafu in Yigal. Zum von den Staatsgründern bezweckten Schmelztiegel-Effekt gehörte natürlich auch der Armeedienst, den er drei Jahre als Koch leistete. Es war eine schöne Zeit für ihn. Dort lernte er die Kunst, gut schmeckende Gerichte aus billigen Produkten zu kreieren.

Nach der Entlassung aus der IDF traf er Esther, deren Familie aus Tripolis geflüchtet war. Bald heirateten sie und ließen sich in Netanya nieder. Sie bekamen vier Söhne und eine Tochter. Er war ihnen ein strenger, manchmal auch aufbrausender Vater. Nie werde ich vergessen, wie er am Grab seines tödlich verunglückten Sohnes Shalom tränenüberströmt und in – sich selbst gegenüber unerbittlicher – Aufrichtigkeit um Verzeihung bat.

Oft wetterte er gegen die Benachteiligung orientalischer Juden durch das aschkenasische Establishment. Dennoch beeinträchtigte sein Unmut darüber nie seine Liebe zu Israel. Stets sah er in der Existenz dieses Landes ein lebensrettendes Wunder für das jüdische Volk, Libyen wollte er nie wieder sehen.

„Lernen ist der Schlüssel zum Erfolg“ lautete das Leitmotiv für die Erziehung seiner Kinder. Den Drang nach Bildung lebte er ihnen vor. Obwohl er keinen formalen Schulabschluss hatte, beeindruckte er durch sein autodidaktisch erworbenes Wissen. Die schwere physische Arbeit am Bau plagte zwar seinen Körper, doch seinen Wissendurst konnte sie nie stoppen. Die in seiner Jugend erworbene Vertrautheit mit der Thora vertiefte er zeitlebens. Sein Interesse an der Politik bewog ihn, Zeitungen zu verschlingen. Er war ein wandelndes Lexikon der Gärtnerei und der Heilpflanzen.

Die entspannte Einstellung zur Religion bewahrte er zeitlebens. Er aß nur koscher, den Schabbat hielt er im Großen und Ganzen. Doch der Fernseher lief auch am Heiligen Ruhetag.



Als Eli mich seinen Eltern vorstellte, nahmen sie mich liebevoll auf. Zu dem Patriarchen entwickelte ich sofort eine innige Beziehung, die bis zu seinem Tod nie abgebrochen ist. Seiner Geschichte und seinen Geschichten lauschte ich nur allzu gerne. Die Fragen mit denen ich ihn löcherte, beantwortete er geduldig und präzise.

Obwohl er viel Leid erfahren hat, war er ein zufriedener und lebenslustiger Mensch. Seine Enkelkinder liebte er innig und verwöhnte sie nach Strich und Faden.

Das Meer, das Fischen, die Synagoge waren ihm das Paradies auf Erden. Sein Königreich war sein Garten, den er hegte und pflegte.

Jedes Mal wenn ich in meinem Garten eine Blume pflanze, denke ich an Chlafu/Yigal. Womit wir wieder bei dem alten Strohhut wären.



„That's really serious“

In: Hagalil, 27.07.2020

<https://www.hagalil.com/2020/07/geburtstag-in-corona-zeiten/>

Geburtstag in Corona-Zeiten

Gestern leerte ich gerade den Müll in die Tonne, als eine Nachbarin mit ihrem Hund vorbei spazierte.

„Ich habe gesehen, dass du letzte Woche mehrere Blumensträuße erhalten hast. Was war der Anlass? „, konnte sie ihre Neugier nicht verbergen.

„Es war mein 60. Geburtstag“, outete ich mich leicht betreten.

„Oh, that's really serious“, lautete ihre spontane Reaktion.

Ja, sie hat Recht. 60 zu werden ist in der Tat eine ernste Angelegenheit, eine sehr ernste sogar. Und in Corona Zeiten eine noch wesentlich ernstere.

Ich hatte ein Fest geplant, um die einschüchternde Schwelle zur neuen Lebensphase zusammen mit Familie und Freunden zu überschreiten. In guter jüdischer Tradition sind viele meiner Lebensmenschen nicht in Israel, sondern in der Diaspora anzutreffen.

Die Hoffnung auf eine Live Begegnung hatte das tückische Virus gnadenlos zerschlagen. Betrübt verschickte ich Absagen. Klein beizugeben war noch nie meine Stärke. Und ausgerechnet Covid 19 sollte mich in die Knie zwingen? Immer mehr regte sich der vertraute Trotz in mir. Warum sollte man Zoom eigentlich nur für seriöse Veranstaltungen in Anspruch nehmen? Abgesehen davon, war mir schon vor dem erschrockenen Ausruf meiner Nachbarin klar, dass es sich beim Wechsel der Jahrzehnte-Vorwahl um eine ernste Angelegenheit handelt. So reifte in mir die Idee zu einer digitalen Geburtstagsfeier. Ganz sicher war ich meiner Sache nicht, doch das Experiment verstand ich als eine persönliche Kampfansage an das Virus.

Zweifel hin, Zweifel her: Die Bauchtanz-Lehrerin Orly sowie alle abgesagten Angehörigen und Freunde wurden wieder zusammengetrommelt. Einige reagierten mit Erstaunen auf die seltsame



Einladung, manche winkten ab, doch erstaunlicherweise waren die meisten erfreut. Durch den ungebremsen Enthusiasmus am Einladen verlor ich den Überblick über die Gästeliste. Doch im Sinne der Corona-bedingten Erkenntnis, dass das Leben einfach nicht planbar ist, beschloss ich, mich einfach überraschen zu lassen.

Als Verstärkung hatte ich Co-TänzerInnen ins Wohnzimmer geholt, ganz alleine wollte ich nun doch nicht vor den Zoom-Kacheln abrocken. Die Frage der Ansteckungsgefahr schoss wohl allen Anwesenden durch den Kopf, doch wurde sie rasch verdrängt. Sicherheitshalber riss ich die Fenster weit auf.



Natürlich streikte anfangs der Sound. Der einzig zuverlässige Faktor bei digitalen Events sind – wie wir inzwischen alle wissen – nun mal Pannen. Doch Orly bezwang auch die Tücken der Technik.

Als die Verbindung endlich hergestellt war, überwältigte mich das Gäste-Mosaik. In der Wolke befanden sich über 70 Menschen aus allen meinen Lebensphasen. Die Miniaturen am Bildschirm waren zwar weit entfernt, doch sie waren DA. Und sie winkten mir zu. Nach meiner tränenreichen Begrüßung stießen wir digital an.



Prost heißt auf Hebräisch „Lechaim“, sprich „auf das Leben“. Selten habe ich den Sinn dieses Ausdrucks so stark gespürt wie in diesem Moment. Vergessen war Corona, vergessen war unsere unsägliche Regierung, vergessen war die angedrohte Annexion des Westjordanlandes, vergessen war der Antisemitismus in Europa, vergessen waren die Sorgen der letzten Monate und vergessen waren sogar die existentiellen Zukunftsängste. Durch den Blick auf den Bildschirm existierte nur der gegenwärtige Moment mit den Co-Feiernden.

Dann legte Orly los, sie wirbelte mit ihrem Schleier durch den Raum. Wir folgten ihr, wenn auch nicht so ganz souverän. Doch schließlich schwangen Alle ihre Hüften im Takt des Bauchtanzes der Lebensfreude. „Ich habe mich seit Beginn der Pandemie noch nicht so frei, lustig und vor Allem tanzend gefühlt“, schrieb mir am nächsten Tag eine Freundin.

Heute traf ich meinen Nachbarn auf der Straße. „Du hast deinen 60ten gefeiert. Ich werde in zwei Wochen 70 und habe die geplante Party“ abgesagt, erzählte er mir traurig.

„70, oh that’s really serious“, antwortete ich. „Efraim, lass Dich nicht unterkriegen. Organisiere doch auch ein digitales Fest.“ Zunächst sah er sehr skeptisch drein, doch je begeisterter ich ihm von der rauschenden Ballnacht berichtete, desto mehr hellte sich sein Gesicht auf.

„Mal sehen, was meine Söhne dazu sagen“, ließ er sich breitschlagen. Ich bin gespannt, wann bei uns im Viertel jemand 80 wird. Dann wird es nämlich so richtig serious.



„Kein gutes Datum“

In: Hagalil, 24.10.2019

<https://www.hagalil.com/2019/10/julianna/>

Im Leben meiner Mutter waren Trauma, Mut und Lebensfreude eng ineinander verwoben

Ich brauchte die Ruhe der jüdischen Feiertage um diese Zeilen, die mir schon so lange auf der Feder liegen, zu schreiben. Und noch nie habe ich so schweren Herzens einen Text verfasst.

Genau ein Jahr ist es her, dass meine Mutter Julianna Kiss gestorben ist. In gewisser Weise hat sie sich davon gestohlen. Davon gestohlen vor mir. Sie wusste, dass ich nicht wahrhaben wollte, dass ihr Leben seinem Ende zuneigte. „Jeder muss einmal gehen.“ Wie oft habe ich diesen Satz von ihr vernommen und doch nicht gehört.

In der Zeit seit ihrem Tod sind viele Erinnerungen an sie und unsere gemeinsame Zeit zurückgekommen.

Juli ist 1936 in Budapest geboren. „Kein gutes Datum“, stellte sie oft fest. In der Tat gab es wenig Anlass zu Freude, in dieser Zeit als jüdisches Kind in Ungarn aufzuwachsen. Die ersten Jahre hatte sie eine schöne Kindheit. Ihre Eltern führten eine harmonische Ehe, vergötterten ihre einzige Tochter und verwöhnten sie nach Strich und Faden. Ihr Vater, Ernő Propper, war - bis zu seiner Zwangsentlassung - Buchhalter in einem angesehenen Verlag.

Doch bald zeichnete sich die Katastrophe ab.

Mit Ungarns Eintritt in den Krieg gegen die Sowjetunion 1941 wurden etwa 18.000 aus ihren Herkunftsländern geflüchtete Juden mit polnischer und sowjetische Staatsbürgerschaft an die Deutschen ausgeliefert, in die Ukraine deportiert und in Kamenec-Podolsk massakriert. Darunter waren die Eltern meiner Oma Beer Izrael Leip und Grünmandel Janka sowie drei ihrer Geschwister Margit, Tibo und Pál. Meine Großmutter und ihre ältere Schwester Olga blieben zu



diesem Zeitpunkt verschont, weil sie durch ihre Ehemänner die ungarische Staatsbürgerschaft erhalten hatten.

Klárka - unsere geliebte Matriarchin – erzählte mir als Kind, wie schrecklich die Deportation ihrer Angehörigen für sie gewesen war. Von da an hatte sie keine ruhige Nacht mehr.

Das war nur der Anfang. 1944 kam der Rest der Familie dran.

Olga wurde nach Auschwitz deportiert und nach der Befreiung von sowjetischen Soldaten vergewaltigt.

Mein Opa wurde in ein ungarisches Arbeitslager verschleppt. Von dort schrieb er seiner Frau und seiner Tochter herzzerreißende Briefe. Zu Kriegsende wurde er bei einem Fluchtversuch erschossen.

Juli verbrachte den Krieg mit ihrer Mutter im Ghetto von Budapest. Sie waren in einem Kinderhaus untergebracht, in dem meine Großmutter den Job einer Köchin ergattert hatte.

Dennoch schwächten Hunger und Entbehrungen das achtjährige Kind dermaßen, dass sie sich nur im Rollstuhl fortbewegen konnte.

“Wir waren viele Kinder in einem Zimmer und wir wussten nicht immer, welches lebte und welches tot war”, beschrieb sie immer öfter die Schreckensbilder aus dem Ghetto.

Man befürchtete, dass sie zeitlebens gelähmt bleiben würde. Doch ihre Mutter gab nicht auf, sie fand nach Kriegsende einen Arzt, der Juli wieder auf die Beine stellte.

Er war einer der ersten Menschen, der meiner Mutter in einer ausweglos scheinenden Situation half. Sie war ihm und anderen zeitlebens dankbar. “Wenn Du glaubst, es geht nicht weiter, kommt plötzlich jemand und hilft dir” lautete eines ihrer zahlreichen Mantras.

Das gelähmte traurige Mädchen mit den blonden Zöpfen wuchs zu einer attraktiven und lebenshungrigen jungen Frau auf.

Sie hatte eine schöne Stimme, doch den Traum einer Ausbildung als Opernsängerin konnte sie sich nie erfüllen.

1956 flüchtete sie vor der kommunistischen Diktatur nach Wien. In ihrem dürftigen Gepäck trug sie eine Puppe, das letzte Geschenk ihres Vaters.



Wien nahm die 20 jährige mit offenen Armen auf. Auch das hat Juli nie vergessen. Noch wenige Tage vor ihrem Tod erzählte sie mir von dem Hotelportier, der ihr abends Geld in einem Kuvert durch die Türe schob, damit sie das Zimmer bezahlen konnte.

Allerdings ist ihr Antisemitismus im Alltag auch oft begegnet. Manchmal sah sie sich gezwungen Kompromisse zu machen. So wies sie mich in meiner Jugend an, den Davidstern an der Kette im Geschäft nicht offen zu tragen. Doch mit zunehmendem Alter gewann die bewusste Jüdin in ihr die Oberhand. Oft habe ich sie erlebt, wie sie kämpferisch zu ihrer Herkunft gestanden ist - auch und gerade wenn - es sie die eine oder andere Kundschaft kostete.

Bald nach ihrer Ankunft in Österreich lernte sie meinen zehn Jahre älteren Vater Miki Horiner kennen. Auch er war ein traumatisierter Holocaustüberlebender, der wenige Jahre zuvor nach der Inhaftierung in Auschwitz und anschließender Zwangsarbeit in Mauthausen befreit worden war.

Er stammte aus einer orthodoxen Familie, wenn er auch selbst nicht mehr fromm war.

Doch sein älterer Bruder und dessen Familie lebten nach den Gesetzen der jüdischen Religion. Daher war es klar, dass die Ehe meiner Eltern vor einem Rabbiner geschlossen werden musste. Juli hatte aber keinen jüdischen Namen. So kann es, dass sie erst als Braut einen solchen erhielt: Leah nach ihrer ermordeten Schwiegermutter.

Bedingt durch die familiäre Bande führten meine Eltern zunächst einen koscheren Haushalt und hielten sich an die Feiertage. Für Juli waren religiöse Rituale stets ungeliebtes Neuland und Quelle von Ärger. Das hinderte sie allerdings nicht daran, an Gott zu glauben. Er war für sie eine Art unsichtbares Familienmitglied, an welches sie sich in Zeiten der Not hilfesuchend wenden konnte.

Vier Jahre nach ihrer Ankunft in Österreich brachte sie mich zur Welt. Sie liebte mich abgöttisch, doch war sie nicht reif für die Mutterrolle. Die Erfahrungen der Vergangenheit hatten ihre Seele zu tief verletzt. Zeitlebens spürte ich in ihr das traumatisierte Mädchen, das nie



aufgehört hat, um ihren ermordeten Vater zu trauern. Das angsterfüllte Kind steckte in der erwachsenen Frau, doch konnten es Viele nicht sehen. Sie hörten nur ihr mitreißendes Lachen, ließen sich durch ihre Schönheit und ihre Lebenslust täuschen.

Meine Eltern überschütteten mich mit Liebe, doch konnten sie einander und auch mir nicht Stabilität geben. Woher auch? Die zerrüttete Ehe wurde nach 14 Jahren geschieden.

Nach der Trennung schlug meine Mutter sich vorbildlich durch. Sie eröffnete ein kleines Textilgeschäft und nach mehreren Jahren übernahm sie ein etabliertes Lederwarengeschäft in der gutbürgerlichen Josefstädterstraße. Dort schaltete und waltete sie über 40 Jahre.

Sie war stolz darauf, Schauspieler und Politiker zu ihrem Kundenkreis zu zählen. „Frau Christen“, wie man sie dort nach der Firma nannte, beriet die Menschen und „führte Schmä“ mit ihnen. Sie genoss ihre Beliebtheit.

Dass ihre Vorgängerin, die echte Frau Christen, allen anliegenden Geschäften verkündet hatte: „Hätte ich gewusst, dass sie Jüdin ist, hätte ich ihr das Geschäft nicht verkauft“, spornte Juli noch mehr an, erfolgreich zu sein.

Sie war bis zum Umfallen fleißig, und liebte ihre Arbeit. Den Abschied von dem Laden im Alter von 75 Jahren hat sie nie verwunden. In der Auslage hinterließ sie ein Plakat, darauf hatte sie nur geschrieben: „DANKE“.

Es gibt keinen Menschen, mit dem ich so viele Konflikte ausgetragen habe, wie mit meiner Mutter. Wir konnten uns über Nichtigkeiten streite. Ihr gegenüber blieb ich - bis vor wenigen Jahren noch - das trotzig pubertäre Mädchen.

Gleichzeitig war sie mir immer auch Inspiration und Vorbild.

Ihre Begeisterung für Ihr Fach, ihr Wissensdurst und ihre Expertise haben mich schon als Kind zutiefst beeindruckt.

Alles was sie tat, tat sie mit voller Konzentration.



Mindfulness habe ich bei ihr gesehen, lange bevor ich diesen Begriff in Büchern gelesen habe. Wenn sie einen Knopf annähte, war ihre Aufmerksamkeit voll und ganz auf Zwirn und Nadel fokussiert. Man konnte Gift drauf nehmen, dass dieser Knopf nie wieder abreißen würde. Wenn Sie die Sonne auf ihrer Haut spürte, strahlte sie, wie nur sie es vermochte.

Juli war eine Meisterin der Kommunikation. Sie konnte wildfremde Menschen unbefangen ansprechen, diese erzählten ihr in kürzester Zeit ihr Leben.

Im Laufe der Jahre wandelte sich unsere Beziehung.

Meine Mutter wurde immer weicher, fand Alles, was ich tat, großartig. Das war für mich eine neue und wohltuende Erfahrung.

Sie war meine erste Leserin. Sie freute sich wie ein Kind, dass ich oft Bezug auf sie nahm. „Ich bin deine Muse“, stellte sie stolz fest. Das stimmte auch. Ihre scharfen und pointierten Beobachtungen amüsierten und inspirierten mich.

Als ich ihr vor drei Jahren berichtete, dass sich mein neues Buch mit dem Thema Judenhass befassen würde, meinte sie nur lakonisch: „Komm für einen Monat nach Wien, dann hast du das Buch schnell geschrieben.“ Im Krankenhaus hatte sie viele Erfahrungen gesammelt. Mehrere der älteren Frauen mit denen sie das Zimmer teilte, nahmen sich bezüglich ihrer Einstellung zu Juden und anderen Minderheiten kein Blatt vor den Mund.

Sobald ich einen Text abgeschlossen hatte, trug ich ihn ihr am Telefon vor. Diesem Ritual sind wir bis zum Ende treu geblieben.

Je älter sie wurde, desto mehr litt sie darunter, dass ihre Enkelkinder und ihre Tochter in Israel leben. Die Sorge um uns machte sie zu einer Nahostexpertin. Und Optimismus war dabei nicht ihr Credo. „Bei Euch unten wird es nie Ruhe geben“, lautete ein weiterer ihrer wahrheitsgemäßen Glaubenssätze.

Die israelischen Uniformen meiner Kinder haben sie nie mit Stolz erfüllt, sie fürchtete sich vor Allem Militärischem. Das Einzige, was sie



interessierte war, dass Daniel und Nicole keiner Gefahr ausgesetzt sein sollten. Und „Nätanyu“, wie sie den israelischen Premierminister mit ihrem ungarischen Akzent nannte, konnte sie – genau wie ich – wenig abgewinnen.

Die letzten Jahre hat das traumatisierte Kind in ihr den Kampf um ihrer Seele gewonnen. Das Gefühl der existentiellen Einsamkeit, das immer stärker Besitz von ihr ergriff, konnte niemand beschwichtigen. Kaum war ich in Wien gelandet, trübte ihre Furcht vor dem Abschied die Wiedersehensfreude.

Gleichzeitig pochte sie - wider jede Vernunft - auf ihre Unabhängigkeit. Wenn ich ihr die schwere Einkaufstasche abnehmen wollte, reagierte sie mit Abwehr: “Wenn Du nicht da bist, muss ich sie ja auch selbst tragen.“

Unsere letzte Begegnung fand wenige Tage vor ihrem Tod statt. Sie ging nicht mehr außer Haus. Doch mir zuliebe stand sie auf. Und wir unternahmen mehrere unserer gemeinsamen Spritztouren, die wir beide so geliebt haben. Sobald sie auf der Straße war, lächelte sie glücklich.

Wir ließen uns beim Friseur verschönern, wir waren in ihrem Lieblingsrestaurant essen, wir besuchten ihre Freundinnen im Kaffeehaus. Wir sind im Park gesessen, sie hat meine Hand gehalten und die Herbstsonne genossen.

Als ich abgereist bin, hat sie mir aus dem Fenster zugewinkt. Und ich habe mehrere Straßenbahnen vorbeifahren lassen, damit sie noch dort stehen bleibt. Tief im Innern habe ich geahnt, dass es das letzte Mal sein würde, dass wir uns sehen. Ihr Lebenswille war gebrochen. Sie ist drei Tage später so gestorben, wie sie es sich gewünscht hat - zu Hause friedlich vor dem Fernseher.

Unvergesslich wird mir immer bleiben, dass wir - selbst in den letzten Wochen ihres Lebens - in den unpassendsten Situationen miteinander



lachen konnten. Das ist vielleicht das schönste Erbe, das meine Mutter mir hinterlassen hat.

Auch wenn ich das nicht immer verstanden habe, meine Mutter war meine beste Lebenslehrerin. Ich bin dankbar, dass sie mich 58 Jahre begleitet hat.

Und wirklich erwachsen geworden bin ich am 28. Oktober 2018.



„Ima“

In: Gisela Dachs (Hrsg.): „Der Jüdische Almanach“, Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag

<https://www.deutscher-apotheker-verlag.de/shop/produkt/9783633542864/juedischer-almanach-familie>

Seit 1979 lebe ich in Israel - und seit 30 Jahren auch als Mutter.
Die politische und soziale Realität im Paradies meiner Jugendträume hat mir viele Illusionen geraubt.

Aber - trotz des in der Sonne Tel Avivs geschmolzenen Zuckergusses - habe ich meinen Zionismus nicht vollkommen abgestreift. Seine Essenz liegt in einem kurzen, sogar sehr kurzen Wort: „*Ima*“. Meine Kinder sind schon längst erwachsen, doch bis heute berührt mich die Tatsache, dass sie mich „*Ima*“ nennen. Dieses zweisilbige Wort hat mich geerdet, nicht nur weil ich als Mutter angesprochen werde, sondern auch - und ganz besonders - weil es auf Hebräisch und in Israel ausgesprochen wird.

Um das zu erklären, möchte ich kurz die Geschichte meiner Familie skizzieren.

Mein Vater stammt aus einer orthodoxen jüdischen Familie in Transsilvanien (Rumänien). Er wurde als 16-Jähriger nach Auschwitz und danach ins Konzentrationslager Mauthausen deportiert. Nach seiner Befreiung blieb er aus praktischen Gründen in Wien. In den meisten Österreichern seiner Generation sah er die Nazis, die seine Eltern ermordet hatten. Während er sein Leben in Wien aufbaute, dort eine Familie gründete, träumte er zeitlebens von Israel.

Meine Mutter stammt aus einer assimilierten sozialdemokratischen jüdischen Familie in Budapest. Sie erlebte den Holocaust als kleines Mädchen im Ghetto von Budapest. Ihr Vater und ein großer Teil ihrer Familie wurden ermordet.

Als sie zwanzig war, flüchtete sie 1956 während des Volksaufstandes gegen die kommunistische Diktatur auf abenteuerlichen Wegen aus Ungarn nach Wien. Als sie allein dort ankam, gab es dort immer wieder Menschen, die ihr halfen. Vielleicht sah sie Österreich deswegen als



ihre Heimat an, und empfindet dem Land gegenüber bis heute eine tiefe Dankbarkeit.

Ich bin 1960 als Tochter dieser zwei von der Shoah traumatisierten Menschen zur Welt gekommen.

Die Erziehung meines Vaters bestand hauptsächlich darin, dass ich ihn oft zu seinen täglichen Aufenthalten im Kaffeehaus begleiten durfte, manchmal auch auf Kosten des Schulunterrichts. Dort saß er mit seinen Freunden, die ausnahmslos Holocaustüberlebende waren.

Sie Alle sahen in Israel den Schutzschild für ihre Kinder, den sie selbst nie gehabt hatten.

So kam ich 1979 mit der vollen Unterstützung meines Vaters, dem die Trennung von seiner einzigen Tochter keineswegs leichtfiel, und gegen den Willen meiner Mutter in den jüdischen Staat.

Erst in Israel begann ich mich mit meiner Familiengeschichte zu beschäftigen, wohl weil die geografische Distanz auch innerlichen Abstand schuf. Plötzlich erkannte ich, dass Familienkonstellationen, die mir in meiner Kindheit ganz normal erschienen waren, ein schweres Erbe in sich bargen. Beispielweise entsann ich mich der Erzählungen meiner Oma über ihre ermordeten Eltern und Geschwister, es waren Gutenachtgeschichten, mit denen ich als kleines Mädchen oft eingeschlafen bin.

Je mehr ich mich mit der Familiengeschichte auseinandersetzte, desto mehr musste ich mir eingestehen, dass die ermordeten Angehörigen mir nicht nur fremd waren, sondern eigentlich fast keine Spuren hinterlassen hatten. Wie bemerkte einmal ein Freund meiner Eltern: „Wie sollte ich meinen Kindern erklären, dass meine Frau und ich nicht Adam und Eva waren?“

Diese Frage kann ich gut nachvollziehen, denn die meisten Angehörigen meiner Eltern sind im Holocaust umgekommen, zudem war ich auch ihre einzige Tochter. Somit konnte ich mich auch nicht an geschwisterliche Bande anlehnen. Diese Tatsachen lösten in mir schon



früh ein Gefühl der existentiellen Einsamkeit aus, die - durch die in Wien kultivierte - melancholische Atmosphäre noch verstärkt wurde.

Die Einwanderung nach Israel brachte - neben vielen Schwierigkeiten der Integration - ganz andere Energien in mein Leben. Der unbewusste Traum von der Zugehörigkeit zu einer großen Familie erfüllte sich: ich heiratete in einen kinderreichen Clan ein. Obwohl ich schon lange Jahre geschieden bin, habe ich an der engen Verbundenheit zu dieser vielköpfigen Verwandtschaft festgehalten, nicht nur wegen meiner beiden Kinder. Der Haviv-Stamm war und ist das Kontrastprogramm zum schwarzen Loch der Ermordeten und der traumatisierten Lebenden in meiner Familie. Ich liebe die lauten Kinderstimmen, die Streitfreudigkeit und die Ungezwungenheit am Familientisch. Nach anfänglichen Berührungsängsten erwärmten sich auch meine Eltern für die neue Verwandtschaft.

Meinen vor sechs Jahren verstorbenen Schwiegervater löcherte ich oft mit Fragen nach der Geschichte seiner Familie in Libyen, der abenteuerlichen Flucht nach Israel und die Aufnahme in der neuen Heimat. Seine Eltern hatten bei der Flucht aus Ben Gazi ihr gesamtes Eigentum verloren. Er hatte ein hartes Leben geführt, musste fünf Kinder mit dem bescheidenen Gehalt eines Bauarbeiters durchfüttern. Dennoch war er ein zufriedener Mensch, der lebenslustige Patriarch seines Stammes, dem sein kleiner Garten, die Synagoge und das Meer das Paradies auf Erden waren.

Der alte Mann wetterte oft gegen die Schwierigkeiten seiner Integration und die Benachteiligung orientalischer Juden durch das aschkenasische Establishment, doch sein Unmut darüber beeinträchtigte nie seine Liebe zu Israel.

Durch die angeheiratete Familie entdeckte ich eine neue Welt. Bei den häufigen Zusammenkünften lernte ich zu entspannen, einfach zu "Sein". Ich verzehrte den Cous-Cous meiner Schwiegermutter ohne dabei Anforderungen an mich selbst zu stellen. Kurz und gut, in den Momenten der familiären Geselligkeit konnte ich loslassen.



Nun bin ich seit dreißig Jahren eine israelische „Ima“, der lebende Beweis für Ephraim Kishons Bonmot *„Israel ist das einzige Land in dem Mütter von ihren Kinder die Muttersprache lernen“*. Bis heute bin ich stolz darauf, wie fit ich in den Abkürzungen bin, welche einen nicht unwesentlichen Teil der wortkargen und abkürzungsreichen Kommunikation meines Sohnes darstellen, viele davon sind aus Armeesprache übernommen. Beispielsweise bezieht sich das saloppe Kürzel „Kalab“ (die Abkürzung von Karov la Bait) auf den Armeedienst, der in der Nähe des Elternhauses geleistet wird, der Wunschtraum vieler Eltern.

Der Soldat oder die Soldatin, die zu Hause übernachten, sind dementsprechend „Kalabnikim“.

Der Begriff „Jobnik“ bezieht sich auf Rekruten, die ihren Wehrdienst nicht in einer Kampfeinheit leisten, und könnte mit „Weichei“ übersetzt werden.

Meine aus Wien importierten Gepflogenheiten - beispielsweise die genaue Platzierung des Bestecks und das Falten der Servietten am Mittagstisch - amüsierte meine Kinder mehr, als dass sie sich nach ihnen richteten.

Eine hebräische Mutter zu sein, bedeutet unter Anderem, sich oft dem Willen der Kinder zu beugen. Als ich mich einmal bei meiner Tochter erkundigte, warum sie eigentlich keine pubertären Symptome an den Tag legte, antwortete sie mir wie aus der Pistole geschossen: „Warum sollte ich? Du erlaubst mir ohnehin Alles“.

Selbst wenn diese Feststellung etwas übertrieben ist, so konnte ich sie - auch nach Konsultationen mit ihrem „Aba“ - nicht ganz von der Hand weisen.

Das liegt vielleicht daran, dass man in alter jüdischer Tradition die Kinder immer in den Mittelpunkt stellt, wohlwissend dass die Armee auf sie wartet. Nie werde ich den Satz einer Nachbarin nach der Geburt meines Sohnes vergessen: Stolz hielt ich das Baby in den Armen, und sie sagte eindringlich: „Verwöhne ihn nach Strich und Faden, denn wir



wissen nie, was die Zukunft bringt.“ Ihr Sohn war im Jom Kippur-Krieg gefallen.

Denn in Israel Mutter zu sein, bringt Europäern zumeist fremde Belastungen mit sich, die der hiesigen Realität entspringen. Wie oft hielt ich meine Kinder von öffentlichen Verkehrsmitteln fern, da ich angesichts von Terroranschlägen um ihre Sicherheit fürchtete.

Meine Tochter entging einmal ganz knapp einem Attentat. Wochenlang konnte ich meinen Schrecken nicht überwinden und ließ sie nicht aus den Augen. Unsere Shopping-Touren zur Aufarbeitung des Traumas sind in der Familie bis heute legendär.

Meine Kinder haben mir beigebracht, wie man Gasmasken aufsetzt, ihnen hatte man es in der Schule gezeigt, das war und ist unsere Normalität.

Als sie ihren Wehrdienst leisteten, nahm ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Bügeleisen in die Hand, damit ihre Uniformen dem Standard der Armee entsprachen.

In diesen drei Jahren standen ihr Vater und ich ihnen Tag und Nacht für Abholdienste zur Verfügung, um sie vom Autostopp abzuhalten.

Heute sind sie junge Erwachsene, die beide - jeder auf seine Art - einen israelischen Weg gegangen sind, ohne die Augen vor den Schieflagen im Land zu verschließen.

Die Verbindung meiner Tochter zu ihrem Land, ihrer Gesellschaft und ihrer Familie ist kritisch und gleichzeitig unerschütterlich.

Dem Junior ebnete sein Dienst in der Computereinheit der IDF seine berufliche Karriere als Hochtechnologie-Experte. Im Gegensatz zu seiner Schwester ist er viel in der Welt herumgekommen.

Es ist vielleicht der größte Erfolg meiner Einwanderung, die „Ima“ von Daniel und Nicole zu sein. Die entspannte Beziehung zu den beiden hat in mir ein Bild von Familie als Quelle der Freude und Stabilität geschaffen, das meine Eltern mir - trotz vieler schönen Momente - nicht



vermitteln konnten. Mein Vater und meine Mutter haben mich mit Liebe überschüttet, doch ihr Trauma hat unsere Familie überschattet.

Meine Alyah hat es ermöglicht, dass ich - ein stets zwischen zwei Welten hin und her gerissener und gewisser Weise entwurzelter Mensch - Kinder mit einer ungebrochenen israelischen Identität habe.

So kommt es, dass "Ima", mein dreibuchstabiges hebräisches Zauberwort, wohl auch eines der letzten - wenn auch sehr bedeutenden Relikte - meines Zionismus darstellt.



„Fröhliches Einkaufen“

In: „HaGalil“ 14.04.2017

<https://www.hagalil.com/2017/04/froehliches-einkaufen/>

Ich bin ein Supermarkt-Muffel. Aus diesem Grund delegiere ich die ehrenvolle Aufgabe des Einkaufens zumeist an meine Tochter. Doch gestern – angesichts des gähnend leeren Eisschranks und des verzweifelten Blick des Hundes – verstand sogar ich, dass die häusliche Pflicht rief. Diesmal sollte sich meine Selbstüberwindung lohnen...

Den Korb füllte ich mit allerlei Produkten, die ich hauptsächlich nach ihrer Greifbarkeit im Regal und nicht unbedingt nach ihrer hungerstillenden Qualität auswählte. Parallel dazu hielt ich die in Haushaltsangelegenheiten wesentlich kompetentere Juniorin in der Handleitung, um ihren Anweisungen Folge zu leisten. Während ich – zum offensichtlichen Erstaunen des Verkäufers – zum dritten Mal dieselbe Runde drehte, überkam mich ein vages Glücksgefühl: ausnahmsweise war ich meiner genetischen Bestimmung als Jiddische Mamme gerecht geworden, zumindest für meine Verhältnisse.

Doch es sollte noch besser kommen. An der Kasse erwartete mich ein ungewöhnlicher Anblick. Dort thronte nämlich ein außerordentlich gut gelaunter ultraorthodoxer Mann. Er unterhielt sich mit den Kunden vor mir über ihre Einkäufe, erkundigte sich, wie sie das Fleisch zubereiten, und schärfte ihnen ein, dass sie Brot und alle anderen zu Pessach nicht koscheren Produkte bis Sonntag verzehren müssten.

Wie sich bald herausstellen sollte, verband der fröhliche Prediger seine Beseeltheit mit hervorragender Menschenkenntnis. Instinktiv identifizierte er in mir die religiöser Maßregelung unzugängliche Häretikerin.

Als ich an die Reihe kam, lag mir mein mehrfach erprobter Monolog über den Anspruch auf Freiheit von Religion schon auf der Zunge, doch diesmal sollte die flammende Rede nicht zum Zug kommen.



Gerade als ich zu meiner Vorliebe für nicht koscheres Essen ansetzen wollte, zeigte der Kassierer auf die Zeitung, die er anscheinend für schwierige Fälle wie mich parat hatte.

Der Leitartikel berichtete über die Entkriminalisierung von Marihuana-Konsum durch die Regierung.

Joel – inzwischen kannte ich schon seinen Vornamen – verkündete unüberhörbar laut:

„Ist ja an der Zeit. Ich rauche täglich Marihuana, und meine Rabbiner übrigens auch. Das braucht man einfach. Sonst ist man nicht happy.“ In dieser Sekunde hatte er nicht nur meine liebevoll gehegten und gepflegten Vorurteile gegen Ultraorthodoxe ins Wanken gebracht, sondern auch mein Herz erobert.

„Ich stamme aus Amsterdam, dort ist das ganz normal“, lautete des Rätsels Lösung.

Meine Tochter wunderte sich sehr, als ich ihr anbot, auch nächste Woche die Besorgungen zu tätigen. Und ich freue mich schon jetzt aufs fröhliche Einkaufen.



„Eine israelische Biografie“

In: „HaGalil“ 15.10.2017

<http://www.hagalil.com/2017/10/eine-israelische-biografie/>

Mein Nachbar ist vor 62 Jahren als Sohn armer Einwanderer aus Tunesien in Jerusalem geboren und aufgewachsen. Seine Mutter hatte er nie gekannt, da sie sehr früh verstorben war. Seinem Vater wuchs die kinderreiche Familie nach dem Tod seiner Frau über den Kopf. So kam es, dass David in Waisenhäusern aufwuchs. An diese Zeit hat er keine schönen Erinnerungen. "Ich hätte so leicht in die Kriminalität abrutschen können wie viele meiner damaligen Freunde. Aber ich habe immer gewusst, dass ich es schaffen werde."

In der Schule war er sehr begabt, besonders fiel er durch sein zeichnerisches Talent auf.

Er erzählte mir mit Tränen in den Augen, dass der Schuldirektor ihn physisch an der Hand genommen und - auf der Suche nach Finanzierung seines Studiums an der Bezalel Akademie - unzählige Behörden mit ihm abgeklappert hatte. Damals fand sich kein Stipendium.

David heiratete sehr jung und blieb nach dem Pflichtdienst in der Armee. Er erreichte einen hohen militärischen Rang. In dieser Zeit studierte er auf Kosten der IDF Studium der Politikwissenschaften.

Als seine Tochter schwer erkrankte, und es klar war, dass sie nur in den USA behandelt werden konnte, wurde er fünf Jahre nach New York versetzt.

Seine Vorgesetzten gewährten ihm ihre volle Unterstützung, damit er sich gleichzeitig der Pflege seines Kindes widmen konnte. Es war kein Entweder Oder.

Als die Familie wieder nach Israel zurückkam, kehrte er in die Armee zurück, nach einigen Jahren nahm er seinen Abschied.

Da er zu diesem Zeitpunkt seinen Traum eines Architekturstudiums nicht verwirklicht hatte, aber dennoch von Gestaltung träumte, baute er sich ein erfolgreiches Business im Bereich der Hausrenovierungen auf.



In unserem Viertel hat er die kleine Synagoge liebevoll restauriert und ist auch einer ihrer häufigsten Besucher.

Dann brach die Krankheit seiner Tochter erneut aus. Der Vater verbrachte ein Jahr mit ihr in Tochter in Kanada, wo sie sich schmerzhaften Behandlungen unterziehen musste.

Als auch diese schwierige Phase vorbei war, beschloss er, dass die Zeit gekommen war, sich seinen Traum zu erfüllen.

Letzte Woche hat er die Zusage von Bezalel Kunstakademie bekommen. Am ersten November beginnt David sein Architekturstudium. „Mit Bezalel schließt sich für mich der Kreis. Ich wäre an keine andere Akademie gegangen“, stellte er mit einem strahlenden Lächeln fest.



„Sacher in Tel Aviv“

In: „NU Jüdisches Magazin für Politik und Kultur“, Ausgabe Nr. 66 (4/2017):

Gestern hat uns mein Sohn zu einer Geburtstagsfeier eingeladen. Die Wahl meines Kindes fiel auf den Gourmet- Tempel „Shila“ in Tel Aviv. So kam es, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben in einem Lokal speiste, das einen „Valet-Service“ hat. Es brauchte mehrere Anläufe, bis ich die hebräische Intonation des französischen Wortes identifizieren konnte. Den Junior – ganz Mann von Welt – nervte seine provinzielle Mutter. „Hast du dein Französisch vergessen oder hörst du schlecht?“ rügte er mich.

Kaum waren wir angekommen, entschwand der Valet mit Daniels Auto in die Ferne. Ich fragte mich, wo er in Tel Aviv eine Parklücke finden würde, vielleicht fährt er auch nur im Kreis, bis die Gäste satt sind. Der Mann trug einen etwas abgewetzten Anzug, wahrscheinlich die Vorstellung seiner Arbeitgeber von einer Livree.

Als wir uns an den schön gedeckten Tisch setzen durften, stürzte sich die Kellnerin sofort auf uns. Unsere Wünsche interessierten sie nicht im Geringsten, sie wollte uns unbedingt von ihren Empfehlungen überzeugen.

Als wir dennoch auf unserer eigenen Auswahl bestanden, war es mit ihrer Freundlichkeit sofort vorbei. Sie würdigte uns keines Blickes mehr und knallte die Teller auf den Tisch. Daraufhin entspann sich am Tisch eine rege Diskussion. Wir überlegten, ob sie sich um ihr Trinkgeld Sorgen machte oder einfach sauer war, dass wir ihre Expertise nicht in Anspruch nahmen. Ich plädierte für die erste Variante, woraufhin mein Sohn mir vorwarf: „Du glaubst nicht an das Gute im Menschen.“

Mag sein. Das Essen schmeckte jedenfalls wunderbar und jetzt weiß ich, was ein Valet in Tel Aviv macht. Und vielleicht werde ich eines Tages noch herausfinden, wie er es macht.



„Noodnikit“

Meine Kinder können sich über nichts einigen, außer dass beide der einhelligen Meinung sind, dass ihre Mutter eine Noodnikit - auf gut Deutsch - eine Nervensäge ist. Dieser seltenen Harmonie auf meine Kosten konnte ich mich gestern wieder vergewissern.

Ich habe mich nämlich wegen einer Bagatelle mit meinem Sohn gestritten. Das kleine Familiendrama fand im Auto auf dem Weg zum heiligen Shabbatmahl des Haviv-Clans statt. Der eher introvertierte und friedfertige Junior setzte auf Melodrama, das sonst eigentlich mein Terrain ist: „Wir sehen uns einmal die Woche ein paar Stunden und **DU** vergeudest sie mit Streit“. Meinen Hinweis, dass seine Sturheit unserer kostbaren Quality-Time genauso wenig zuträglich sei, überzeugte ihn nicht. Er geriet dermaßen außer sich, dass er drohte, unverrichteter Dinge zurück nach Tel Aviv zu fahren. Besonders schien ihn zu empören, dass ich - nachdem mein Fundus an rationalen Argumenten erschöpft war - die Keule der mütterlichen Autorität geschwungen hatte. Das sind israelische Söhne gar nicht gewohnt, daher überraschte es ihn, dass ich nicht einlenkte. Aus Rücksicht auf die anderen Familienmitglieder bestrafte er mich doch nicht so hart, und blieb bei uns in Netanya.

Meine Tochter, die schon vorgefahren war, öffnete uns die Tür. Sie erkannte auf den ersten Blick, dass Alarm angesagt war, und manövrierte mich auf ihre resolute Art ins Badezimmer. Am Wannenrand wollte sie Information über das Geschehen aus mir herausquetschen. Ihre Anteilnahme löste bei mir einen Tränenschub aus. Doch gerade als ich ihr mein Herz ausschütten wollte, wurde das Essen serviert. Der Abend verlief auch weiterhin recht unharmonisch, da sich die hitzige Diskussion mit Daniel in eisiges Schweigen gewandelt hatte. Also war ich recht erleichtert, als ich wieder nach Hause aufbrechen konnte.

Im trauten Heim wollte meine Tochter nun endlich in Erfahrung bringen, wie ihr Bruder es geschafft hatte, mich dermaßen in Hysterie zu versetzen. Als ich ihr kleinlaut gestand, dass es um einen verlorenen



Wohnungsschlüssel ging, schaute ausgerechnet sie - die Drama Queen par excellence - mich entrüstet an: „Wegen eines Schlüssels machst Du so ein Theater? Hast du nicht genug andere Sorgen? Wir leben doch in Israel.“

„Hineni“

Vorgestern beschloss ich, eine arbeitsreiche Woche fröhlich zu beenden.

Spontan meldete ich mich zu einem Free Dance Event an. Ich hatte richtig Lust, das Tanzbein zu schwingen.

In Tel Aviv traf ich auf eine eingetanzte Gruppe von Hedonisten, die mich sehr freundlich in ihre Mitte aufnahmen.

Die Lehrerin kündigte an, dass das Leitmotiv der heutigen Stunde " das Bekennen zur Unvollkommenheit" sei.

Ergänzend fügte sie hinzu: "Wir müssen lernen, zu uns selbst zu stehen, und nicht versuchen jemand anderer zu sein."

Bald schwebten Alle beglückt im Raum herum, und verrenkten sich in unterschiedliche Richtungen.

Als bekennender Kontrollfreak war mir klar, dass es noch dauern würde, bis die Muse sich auch Meiner erbarmt. So beschloss ich - in Erwartung der bald einzutretenden Seligkeit - mich einer Dehnungsübung zu widmen.

Bedauerlicherweise suchte ich mir dazu eine Stange aus, von der ich irrtümlich annahm, dass sie in die Wand geschraubt sei. Meine Fehleinschätzung führte dazu, dass ich binnen weniger Sekunden mit der Stange über mir krachend auf dem Boden landete.

Mit einem Schlag hatte ich meine Co-Tänzer aus ihrer Trance hochgeschreckt. Zwei galante Herren halfen zuerst dem eisernen Monster und dann mir wieder auf die Beine.

Diese Szene spielte sich ab, während im Hintergrund Leonard Cohens betrübliches letztes Lied **"You want it darker"** spielte.



Der Refrain des Liedes lautet "**Hineni**", was auf Hebräisch "ich bin hier" oder auf gut Mameloschen "ech bin du" bedeutet.

Während ich mir nichts sehnlicher wünschte, als im Erdboden zu versinken, fiel mir auf, dass diese Worte meine missliche Lage widerspiegeln. Der verehrte Barde möge es mir verzeihen, dass ich es wage, Parallelen zwischen ihm und mir zu ziehen, doch hatte ich - zwar nicht dem lieben Gott - aber immerhin der Gruppe unmissverständlich meine Anwesenheit vor Augen geführt: "**Hineni!!!!**" Und das Motto der Lehrerin "Mut zu Dir selbst" hatte ich - wenn auch unfreiwillig - umgesetzt. Was blieb mir schon Anderes übrig?

Als ich am nächsten Tag - in der Hoffnung auf etwas Empathie - meinem alten Freund Moshe von der Blamage berichtete, meinte er nur lakonisch:

"Was geht eine Wiener Kaffeehausjüdin wie Du auch tanzen."



„Jom Kippur: Das reine Gewissen“

Meine Koffeinsucht ist in der Familie eine stete Quelle der Belustigung. Dennoch - oder vielleicht gerade deshalb - hat mein stets auf das Wohlergehen seiner Mutter bedachter Sohn mir vor zwei Jahren eine Kaffeemaschine geschenkt.

Letzte Woche passierte mir am frühen Morgen allerdings ein großes Malheur. Ich stand schlaftrunken auf, stürzte zur Maschine, schob die Kapsel ein und drückte auf den Knopf. Nada, nothing, nichts, rien ... Die Panik ergriff meinen benebelten Kopf. Zumindest schaffte ich es noch, meinen Sohn anzurufen und ihm mein Leid zu klagen. Daniel erfasste blitzschnell den Ernst der Lage, rief bei Nespresso an und hielt mich parallel in der Leitung. Nie habe ich mein Kind mehr geliebt als in diesem Moment.



Mein Sohn und ich

Die freundliche Kaffee-Expertin bombardierte mich dermaßen mit Fragen, dass mir der ohnehin schmerzende Kopf platzte. Aber ich bemühte mich sehr, das Kreuzverhör tapfer über mich ergehen zu lassen. Während wir alle Ecken und Enden der Maschine untersuchten, fiel mein Blick plötzlich auf den Wasserbehälter. Er war leer, leer, leer - wie mein Kopf. Kein Tropfen Wasser. Diese Entdeckung war mir so



peinlich, dass ich schlagartig auch ohne Kaffee aufwachte. In meiner Seele tobte ein innerer Kampf. Sollte ich meinen beiden Helfern - einer mein eigen Fleisch und Blut - ein blamierendes Geständnis ablegen? Wie würde ich denn dastehen? Obwohl ich sonst eine Wahrheitsfanatikerin bin, beschloss ich die Fassade der kaputten Maschine weiter aufrecht zu erhalten. Allerdings schüttete ich - parallel zum Gespräch - lautlos Wasser in den Behälter. Dann drückte ich auf den Knopf und siehe da: das braune Gold floss in die Tasse. Der technischen Beraterin gratulierte ich überschwänglich zu ihrem perfekten Know-How und hängte sie rasch ab, meinen Sohn auch. Dann tröstete ich mich mit vier Tassen Espresso. Doch das schlechte Gewissen lastete auf meiner ohnehin zart besaiteten Seele.

Das musste mir ausgerechnet in der Zeit zwischen dem jüdischen neuen Jahr und dem Fastentag Jom Kippur passieren, in der Zeit der Reue, der Umkehr und der Reinigung von allen Sünden. Die Erinnerung an die Taschlich-Zeremonie aus meiner Kindheit in Wien holte mich ein. Damals hatte ich mit meinen religiösen Freunden aus der Jugendbewegung meine Sünden symbolisch in der Donau versenkt. Jetzt hatte ich mein eigenes Kind wegen einer Tasse Kaffee angelogen. Besonders belastete mich dabei der Gedanke, dass das Taschlichgebet nicht nur ein Flehen um Vergebung und Vergessen der Sünden darstellt, sondern Gott auch um Frieden und die Erfüllung aller Wünsche anfleht.

Die Aussichten auf eine hoffnungsvolle Zukunft wollte ich mir nun doch nicht verbauen, deshalb gestand ich meinem Sohn betreten die Wahrheit. Daniel, wie immer sehr stoisch, nickte nur und enthielt sich jeglichen Kommentars. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass er das alles ohnehin schon längst geahnt hatte.

Meine mütterliche Autorität dürfte zwar arg ins Wanken gekommen sein, doch mein Gewissen ist jetzt blütenrein. Frohen Herzens kann ich Jom Kippur empfangen und dem neuen Jahr optimistisch entgegenblicken.



„Honig, Scherben und meine Tochter“

Das Fünfte Gebot in der Thora lautet: „*Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt.*“ Meine Tochter hat eine etwas eigensinnige Interpretation dieses biblischen - keineswegs als unverbindliche Empfehlung gedachten - Aufrufes. Sie kommentiert meine in der Familie oft belächelte Ungeschicklichkeit immer mit der spöttischen Frage: „*Was hast Du denn heute wieder angestellt?*“ Heute musste ich es ihr nicht erzählen, denn sie war dabei.

Wir saßen in der Küche und tranken Kaffee. Als ich etwas aus dem Schrank holen wollte, fiel die riesige Honigdose aus Glas entgegen. Sie zerbrach in unzählige Scherben. Die Kombination des zerschlagenen Glases mit dem Bienenzucker ist recht heimtückisch, davon kann ich jetzt ein Lied singen. Mit meinen Crocs klebte ich an den Scherben fest. Meine Tochter reagierte mit untypischer vornehmer Zurückhaltung.

Wie immer in solchen Situationen löste das Missgeschick auch diesmal einen unkontrollierbaren Lachanfall bei mir aus, der mich daran hinderte, das Säubern in Angriff zu nehmen.

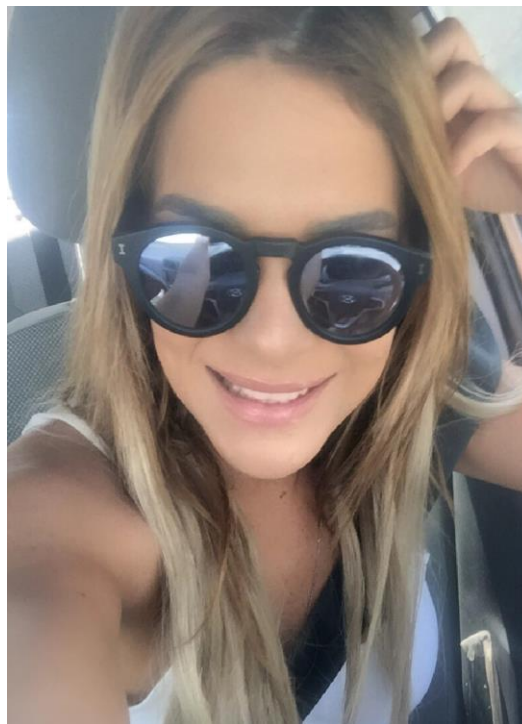
Das ging der Juniorin nun doch zu weit und sie giftete mich in gewohnter Manier an: "Was ist denn daran so lustig? Ich finde das traurig!!!" Doch ganz wollte sie mir ihre Hilfsbereitschaft nicht vorenthalten, schließlich sind wir nahe Verwandte. Die leiderprobte Pragmatikerin schüttete ein Putzmittel über die klebrige Masse. Diese Maßnahme war zwar gut gemeint, doch erweiterte sie das Malheur auch noch um Rutschgefahr.

In all dieser Zeit stand ich mittendrin und bog mich dermaßen laut vor Lachen, dass der Hund freiwillig auf unsere Gesellschaft verzichtete und sich in sein *Séparée* zurückzog. Irgendwann hatte auch meine Tochter die Nase voll von ihrer Mutter, und folgte dem Beispiel des klugen Haustieres.

Seitdem putze ich. Kein Wunder, dass ich meine Tagesplanung neuerdings nicht mehr auf die Reihe kriege.



Immer auf der Suche nach dem tieferen Sinn des Lebens und dem jüdischen Kontext, fällt mir plötzlich auf, dass Honig, Scherben und meine Tochter in der Tradition meines Volkes eine wichtige Rolle spielen. Honig verspricht uns Süßes für das neue Jahr. Scherben unter dem Traubaldachin erinnern an die Zerstörung des Tempels. Dadurch verbinden sie seit Jahrtausenden private Familienfeste mit der kollektiven Geschichte und dem Land Israel. Und meine Tochter ist einfach meine israelische Tochter, die in dem Land lebt, das der Herr ihr gegeben hat, auch wenn sie ihre Mutter vielleicht nicht ganz im biblischen Sinne ehrt.





„Mea culpa est“

Mein Morgen begann etwas stürmisch. Um acht Uhr morgens läutete mein Handy, die Nummer meiner Tochter. Ich lag noch im tiefsten Schlaf, und hatte daher nicht wirklich Lust, dem Versuch der Kontaktaufnahme aus dem Nebenzimmer nachzukommen. Beim zweiten Mal besiegte die Mutterliebe die Müdigkeit. Ich antwortete der Juniorin, das war auch gut so. Sie konnte nicht aus ihrem Zimmer raus, weil die Tür klemmte.

Als ich sie befreit hatte, tat es mir fast ein wenig Leid angesichts der Tirade, die ich mir - ob meiner langsamen Reaktion - anhören musste. Nachdem sich die Wogen geglättet hatten und ich endlich meinen ersten Espresso schlürfen durfte, begann das zweite Minidrama. Ich zeigte ihr ein Bild aus ihrer Kindheit, weil ich sie so süß darauf finde. Zugegeben die Frisur war etwas unkonventionell: kurze Haare und oben ein kleiner Schwanz. Bei näherer Betrachtung fiel sogar mir auf, dass es nicht ganz eindeutig erkennbar ist, ob es sich um ein Mädchen oder einen Jungen handelt.

Kaum hatte meine Tochter - der ihre Weiblichkeit ein kostbares Gut ist - das Foto erblickt, setzte sie zur nächsten Tirade an: "Bis heute erschüttern mich diese schrecklichen kurzen Haare. Wie sehe ich denn hier aus? Andere Mütter haben ihren Töchtern Zöpfe geflochten!!!!Du hast mir aus Bequemlichkeit die Haare geschnitten, damit ich keine Läuse habe", sagte sie in anklagendem Ton.

Mea culpa, den direkten Kontakt zu Läusen habe ich in der Tat immer tunlichst vermieden, auch auf Kosten der Haarpracht meiner Kinder: Als sie meinen betretenen Gesichtsausdruck sah, schob das süße Biest mit einem triumphierenden Lächeln noch nach: "DESWEGEN und nur deswegen habe ich seitdem immer lange Haare."

Jetzt ist sie zum Glück gegangen, ich kann endlich entspannen und meinen dritten Espresso trinken.



Das Mikro im Makro: Zur israelischen Gesellschaft und zum Nahostkonflikt



„Das Altneu-Dilemma“

In Israel und in der jüdischen Welt stellt sich wieder die Frage: Wo lebt man als Jude sicherer?

Anita Haviv-Horiner

Schon seit langem hat mich kein Film so umgetrieben wie das neue Werk des israelischen Regisseurs Eyal Halfon, „A Burning Man“. Die Handlung dreht sich um einen Vater, dessen Sohn zum Wehrdienst eingezogen wird.

Yona, der Vater, fährt den Soldaten zu dem entlegenen Stützpunkt in der Wüste. Als der Junge sich verabschiedet, wird Yona sofort von einer tiefsitzenden Angst ergriffen – der Angst, seinen Sohn nie wiederzusehen. Er lässt sich in der Nähe des Zauns unter einem Baum nieder. Er weigert sich zu gehen, als könne seine Anwesenheit seinen Sohn beschützen. Während er dort ausharrt, taucht eine Reihe unerwarteter Besucher auf. Sie versuchen, ihn zu trösten, doch kein einziger von ihnen äußert auch nur die leiseste Verwunderung über die Panik des Vaters – ebenso wenig das Kinopublikum.

Die Handlung spielt sich auf wenigen Quadratmetern ab, doch entfaltet sich darin ein Mikrokosmos des Lebens in Israel: Kinder ziehen von einem Tag auf den anderen die Uniform an, und von diesem Moment an lebt man in ständiger Sorge. Dieses Gefühl ist keineswegs neu, aber seit dem 7. Oktober hat es sich sehr verschärft. „Das ursprüngliche Ende hätte positiv ausfallen sollen. Doch nach dem 7. Oktober haben wir es umgeschrieben“, erzählte der Produzent Marek Rozenbaum bei der Premiere. Auch darüber wunderte sich niemand im Saal.

Wenn ich über meine eigene Geschichte nachdenke, wird mir klar, warum dieser Film mich so tief berührt. Ich bin in Wien aufgewachsen, in einer kosmopolitischen, europäischen Umgebung – und doch war ich immer mit meiner jüdischen Identität verbunden. Meine Eltern waren Holocaustüberlebende. Mein Vater stammte aus einer orthodoxen jüdischen Familie in Transsilvanien; er wurde als 16-Jähriger nach Auschwitz und danach nach Mauthausen deportiert. Nach seiner Befreiung blieb er aus praktischen Gründen in Wien, aber sein Herz blieb stets mit Israel verbunden. Er bewunderte die mutigen israelischen Soldaten, die den Feind besiegten. Sie verkörperten für ihn jüdisches Heldentum, eine Art „Wiedergutmachung“ für seine eigene Hilflosigkeit in Auschwitz. Immer wieder schärfte er mir ein, NIE zu vergessen, dass der Staat Israel dem jüdischen Volk weltweit einen starken Schutzschild bietet.

Meine Mutter stammte aus einer assimilierten jüdischen Familie in Budapest. Sie erlebte den Holocaust als kleines Mädchen im Ghetto, verlor viele Familienangehörige und floh 1956 während des Volksaufstands aus Ungarn nach Wien. Für sie war Österreich die Heimat; die Schrecken der Kriegszeit verband sie mit Ungarn, nicht mit Wien. Israel nannte sie immer den „Dschungel“. Sie konnte dem Land nie etwas abgewinnen.



Die Erziehung durch meinen Vater bestand hauptsächlich darin, dass ich ihn oft zu seinen täglichen Aufenthalten im Kaffeehaus begleiten durfte, manchmal auf Kosten des Schulunterrichts. Dort saß er mit seinen Freunden zusammen, die ausnahmslos Holocaustüberlebende waren. Ihre Gespräche auf Jiddisch drehten sich um die Verbrechen der Tätergesellschaften, den aktuellen Antisemitismus und die Liebe zu Israel. Diese Runden haben mich geprägt: Ich hörte Menschen, die in einem Land lebten, das sie eigentlich mit Feindseligkeit betrachteten. Sie hatten Familien, schöne Wohnungen – aber keine Heimat. Ich wusste früh, dass ich nicht so leben wollte. Israel war für mich Trost und Hoffnung.

1975 besuchte ich das Land erstmals. Israel erschien mir ärmlicher als erträumt, aber beeindruckend in seiner jüdischen Renaissance, dem Sonnenschein, der Lebensfreude, den durchtrainierten Soldaten in Uniform. Mein Interesse am Zionismus vertiefte sich in der Jugendbewegung Bnei Akiva, der ich in Wien angehörte. Die israelischen Emissäre, die Hebräisch sprachen, Volkstänze zeigten und Begeisterung für die Armee vermittelten, prägten mein idealisiertes, mit einem rosa Zuckerguß überzogenes Bild des Landes. So sehr ich Wien liebte, war mir klar, dass ich nicht in Österreich bleiben würde.

1979 kam ich nach Israel, seitdem lebe ich in dem einzigen Land, in dem ich als Jüdin der Mehrheit angehöre. Meine Kinder sind "Produkte" dieser israelischen Gesellschaft. Mein Sohn leistete Militärdienst in einer Computereinheit der Armee, was ihm den beruflichen Weg in den Hightech-Sektor ebnete. Meine Tochter ist unerschütterlich Israelin ohne Wenn und Aber.

Ich habe viele Höhen und Tiefen dieser Gesellschaft erlebt: die erste und die zweite Intifada, die Libanonkriege, Terroranschläge, die auch meine Familie bedrohten. Doch nichts hatte mich auf das kollektive Trauma des von der Hamas am 7. Oktober 2023 verübten Massakers vorbereitet. Israelis ist immer schon klar gewesen, dass ihre Feinde den jüdischen Staat vernichten wollten. Daraus haben diese nie ein Geheimnis gemacht. Man muss nur die islamistische Charta der Hamas lesen und den Vernichtungsfantasien der Mullahs im Iran zuhören - oder solchen Kräften, die Israel "nur" aus nationalistischem Hass auszulöschen trachten.

Trotz dieses Wissens veränderte sich an diesem "schwarzen Shabbat", wie er in Israel genannt wird, unsere Welt. Frühmorgens erhielten wir Nachrichten über eine Masseninfiltration von Terroristen aus dem Gazastreifen, begleitet von einem bestialischen Blutbad. Mehr als 1.200 Menschen wurden getötet, zahlreiche Geiseln genommen, Familien ausgelöscht, Kinder und Frauen Opfer von grausamer Gewalt. Das Verbrechen der Terrororganisation Hamas erschütterte alle unsere Gewissheiten: dass wir uns selbst verteidigen können, dass die Armee uns schützt, dass der Staat verantwortungsvoll handelt. Das Versagen der Institutionen und die Weigerung der Regierung, Verantwortung für das Versagen von Staat und Armee zu übernehmen,



fürten zu einem tiefen Vertrauensverlust in den jüdischen Staat.

Laut einem Bericht des Forschungs- und Informationszentrums der Knesset (Israels Parlament) haben seit 2023 mehr als 125.000 Israelis und bis Mitte 2024 dauerhaft das Land verlassen. Als dauerhaft werden mindestens neun Monate definiert. Viele von ihnen haben einen Antrag gestellt, ihren israelischen Wohnsitz aufzugeben.

Viele der Auswandernden resignieren angesichts der Politik der rechtsextremen Regierung. Sicherheitsrisiken sind für manche ein weiterer starker Push-Faktor, ebenso wie der monatelange - im Extremfall fast zweijährige - Reservedienst.

In Deutschland, Zypern und Griechenland gibt es inzwischen ganze Communities von Israelis, die ihre Heimat seit dem Massaker und dem darauffolgendem Krieg verlassen haben.

Diese Entwicklung stellt einen großen und gefährlichen Verlust an Humankapital dar. Denn es sind mehrheitlich junge Fachkräfte, Familien und Berufstätige im Technologiesektor oder im Gesundheitswesen, die sich vom Land abwenden. Aber gerade diese Gruppen bilden Rückgrat der israelischen Wirtschaft und Gesellschaft. Der Trend ist auch weiterhin zu beobachten. Laut einer Umfrage des Israel Democracy Institute im April 2024 erwägen 27 Prozent der Israelis, das Land zu verlassen – 26 Prozent der jüdischen, 30 Prozent der arabischen Israelis.

Doch es gibt im Land auch Hoffnungsträger: Die Menschen, die seit Antritt der rechtsextremen Regierung seit bald vier Jahren unentwegt gegen die Aushöhlung der Demokratie protestieren. Die zahlreichen zivilgesellschaftlichen Organisationen, die seit Beginn des Krieges bis heute andauernde Projekte initiiert haben, um Betroffenen zu helfen. Diesem Teil der Gesellschaft fühle ich mich eng verbunden. Mein Buch "Solidarität heißt handeln" gewidmet.

(<https://www.bpb.de/shop/buecher/schriftenreihe/552455/solidaritaet-heisst-handeln>) ist diesen stillen Heldinnen und Helden gewidmet.

Beim Auswanderungsgedanken gibt aber auch die Kehrseite der Medaille, nämlich den in seinen unterschiedlichen Auswüchsen wachsenden Antisemitismus im Ausland. Ich muss gestehen, dass mich der Hass, der sich seit dem 7. Oktober in der Welt auf Israel entladen hat, trotz meiner langjährigen Erfahrung in der Bekämpfung des Antisemitismus und trotz schwieriger Erlebnisse in diesem Kontext schockiert. Er fokussiert nicht nur auf Israel, sondern auf jüdische Menschen im Allgemeinen. Und er ist nicht nur lauter, aggressiver, sondern auch wesentlich gewaltbereiter und offen eliminatorischer geworden. In einer Rede am 3. Mai 2024 im österreichischen Parlament stellte die Antisemitismus-Expertin Monika Schwarz-Friesel fest: "Was ich die "Israelisierung des Antisemitismus" nenne, zeichnet sich dadurch aus, dass klassische Stereotype (wie Kindermörder, Landräuber, Volkszerstörer) zeitgemäß angepasst auf Israel projiziert werden, und dass Juden überall auf der Welt kollektiv



unter dem Vorwand Konfliktes attackiert werden.“

Das unverhohlen juden- und israelfeindliche Spektakel spielt sich nicht nur auf der Straße ab, es ist in die Mitte der Gesellschaft gerückt. Der omnipräsente Slogan »From the river to the sea«, der Israels Vernichtung fordert, gehört heute auch an so mancher Universität und bei vielen Kunstschaaffenden zum guten Ton.

Während ich diese Zeilen verfasse, berichten die Medien über den Terroranschlag auf eine Chanukka-Feier in Sydney. Er hat sechzehn Menschen das Leben gekostet und mehrere verletzt . Antisemitische Täter haben gezielt auf feiernde jüdische Menschen geschossen. Das kann jederzeit überall passieren. Es ist kein Zufall. Das ist das Resultat einer Dämonisierung von Juden, die sich den Deckmantel von Antizionismus überzieht.

Diese Atmosphäre bringt Juden in der Diaspora - trotz aller Bedenken - dazu, ihre Heimat zu verlassen und sich für den jüdischen Staat zu entscheiden. Daten der Jewish Agency aus dem Jahr 2024 zeigen, dass bis Juli 2024 etwa 22.000 Menschen seit dem Ausbruch des Krieges nach Israel eingewandert sind, unter ihnen rund 1.800 Einwanderer aus Nordamerika und 800 aus Frankreich Die Zahl der Einwanderungsanträge aus Frankreich stieg im Vergleich zum Vorjahr um rund 500 Prozent. JNS.org . Seit dem 7. Oktober 2023 sind mehr als 50.000 neue Einwandernde in Israel angekommen. Dabei gehörte etwa ein Drittel dieser Zuwanderer aus der Altersgruppe 18 bis 35, weltweit hatten über 60.000 Personen bis dahin Einwanderungsanträge gestellt beziehungsweise Einwanderungsakten eröffnet. Die meisten Einwandernden kamen aus den USA, Frankreich, Russland und der Ukraine. ynetglobal

Darüber hinaus verändert sich die Lebensrealität in Europa spürbar. In zahlreichen Staaten gewinnen rechtspopulistische und rechtsextreme Parteien an Einfluss. Dies führt zu einer stärkeren Polarisierung der Gesellschaft, zu Unsicherheiten für Minderheiten und zur Infragestellung demokratischer Werte. Das Vertrauen in staatliche Institutionen nimmt nicht nur in Israel ab.

Gleichzeitig wächst die Kriegsgefahr in Europa, insbesondere durch den Krieg in der Ukraine und andere geopolitische Spannungen. Die USA wenden sich zunehmend von ihrer Rolle als Schutzmacht Europas ab. Insgesamt führen diese Entwicklungen zu einem Gefühl der Unsicherheit und des Umbruchs, das den Alltag vieler Menschen in Europa prägt. Das Gefühl von Sicherheit, das viele Europäer als selbstverständlich angesehen haben, ist schwer erschüttert. Angesichts dieser Entwicklungen stelle ich mir die Frage, ob die Zukunft in Europa nicht auch recht grimmig aussehen wird.

Meine Freunde fragen mich: "Netanya oder Wien? Was ist dein Fazit?". Ich muss gestehen, dass ich keines habe. Auch nicht für mich persönlich. Das Israel Netanyahas gibt mir keine Sicherheit, im Gegenteil, es macht mir Angst. Die Ziele, die die



regierende rechtsextreme und messianische Regierung als ihre Grundwerte vorgibt, weichen zunehmend von den Grundfesten, auf denen Israel gegründet wurde: Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Liberalismus. Das darf bei der Debatte um Auswanderungstendenzen nicht übersehen werden. Deshalb habe ich heute viel mehr Verständnis als in der Vergangenheit, wenn Israelis des schwierigen Lebens und der Zukunftssorgen in ihrem Land überdrüssig werden. Mit meinem Sohn diskutiere ich diese Frage oft. Ich ermutige ihn sogar, ein Leben im Ausland zu versuchen. Ich glaube, eines Tages könnte es so weit sein. Bei meiner Tochter beiße ich damit allerdings auf israelischen Granit. "Wenn alle so denken, gibt es bald kein Israel mehr", lautet ihre Antwort.

Und Wien? Es zieht mich viel stärker dorthin zurück als früher. Aber es ist mir gleichzeitig klar, dass meine ambivalente Beziehung zu Österreich sich nicht geändert hat. Den Kontakt zu einigen Jugendfreunden habe ich abgebrochen, weil ich ihre moralisierenden und zum Teil antisemitischen Sprüche über den Krieg nicht ertrage. Es wird mir überdeutlich klar, wie wenig Verständnis sie für meine Lebensrealität haben.

Das heutige Dilemma, wo es sich als Jude besser lebt, spiegelt sich ironischerweise in einem israelischen Witz aus den 1950er-Jahren wider: Im Mittelmeer begegnen sich zwei Schiffe: eines auf dem Weg aus Europa nach Israel und das andere auf dem Weg aus Israel nach Europa. An Bord beider Schiffe stehen Juden und tippen sich an die Stirn.

Eine sich am Flughafen Ben Gurion abspielende Neuauflage dieses Altneu-Dilemmas ist auf Youtube zu finden. <https://www.facebook.com/share/v/1BUkgLzJin/?mibextid=wwXIfr>

Wenn ich sonst auch recht verwirrt bin, eines weiß ich: "Plus ça change, plus c'est la même chose" ("Je mehr sich die Dinge ändern, desto mehr bleiben sie gleich")



Ein „Lichtblick in dieser furchtbaren Realität“

Barbara Staudinger im Gespräch mit Anita Haviv-Horiner

Anita Haviv-Horiner

Als mir das Ausmaß der Katastrophe bewusst wurde, erfasste mich eine tiefe Depression. In diesen dunklen Stunden suchte ich nach Hoffnung. Sie zeigte sich auf eine Art und Weise, die mich zwar überwältigte, aber nicht wirklich überraschte. Denn je mehr die staatlichen Institutionen versagten, desto aktiver wurde die Zivilgesellschaft. Innerhalb kürzester Zeit entstand eine Vielfalt an Projekten, die alle darauf ausgerichtet waren, Menschen in Not zu helfen. Je mehr ich diese anpackende Solidarität beobachtete, desto klarer wurde mir, wo es einen Lichtblick in dieser furchtbaren Realität gab.

Der Gedanke, dass diese einzigartige Leistung so vieler Einzelpersonen, Gruppen und Organisationen festgehalten werden müsse, festigte sich in mir. Schon im Januar 2024 entstand das Konzept für das Buch in meinem Kopf. Die Bundeszentrale für politische Bildung unterstützte die Idee sofort. Wir waren uns alle einig, dass es zum ersten Jahrestag erscheinen sollte. Ich bin auch sehr froh und dankbar, dass wir diesen Kraftakt geschafft haben. Damit wurde ein Zeichen gesetzt. Es bedeutet mir sehr viel, dass das Interesse an dem Buch meine Erwartungen weit übertroffen hat.

Wie hast du diesen Tag erlebt?

Ich lebe seit 45 Jahren in Israel. In diesem Land sind schwere Zeiten keine Seltenheit. Doch dieser schwarze Shabbat, war das Schlimmste, was ich als Israelin erlebt habe.

Der Tag begann ganz normal. Ich saß mit meiner Tochter gemütlich zu Hause beim Frühstück. Plötzlich erhielten wir auf unseren Mobiltelefonen eine Flut von Nachrichten, es ertönte Raketenalarm. Überall wurde berichtet, dass Terroristen in die Grenzregion zum Gazastreifen eingedrungen waren. Ich rief sofort meine Freunde an, die im Süden leben. Erreicht habe ich niemanden. Bald erfuhr ich aus den Nachrichten, dass Ofir Libstein, der Bürgermeister des Regional Council Shaar Hanegev von den Terroristen ermordet worden war. Er hatte versucht, seine Familie zu schützen. Ich kannte Libstein gut. Er hatte sich immer für ein friedliches Zusammenleben mit den palästinensischen Nachbarn eingesetzt und gemeinsame wirtschaftliche Projekte entwickelt. Viele andere Namen von Menschen, die ich kannte, schätzte und mochte, sollten folgen.

Der 7. Oktober liegt nicht hinter mir. Wie alle Israelis, die ich kenne, stecke ich noch mittendrin. Seitdem sind wir nicht einen Tag zur Ruhe gekommen. Der Krieg, den das Massaker ausgelöst hat, dauert immer noch an. Es gibt noch Geiseln in Gaza, täglich fallen Soldaten, viele sind verletzt. Und natürlich das Trauma, das das Leben so vieler Menschen hier überschattet. Manchmal frage ich mich, wieviel Schmerz eine



Gesellschaft ertragen kann.

Wie sehr hat deine Biographie deinen Wunsch beeinflusst, dieses Buch schreiben zu wollen?

„Am Anfang steht immer die persönliche Erfahrung“. Dieser erste Satz des Buches ist mein Leitmotiv. Ich bin Tochter von Überlebenden der Shoah, ich bin Migrantin, ich bin Israelin und beruflich habe ich mich seit 30 Jahren dem deutsch-israelischen und dem österreichisch-israelischem Dialog verschrieben.

All diese Faktoren bestimmen die Auswahl meiner Themen. Das gilt auch - und ganz besonders - für dieses Buch.

Der didaktische Einsatz von Lebensgeschichten ist ein roter Faden, der sich durch alle meine Bücher zieht. Es ist mein Ziel, das Leitthema mit der Lebensgeschichte der Interviewten zu verknüpfen. Denn die persönliche Erfahrung und die Biografie jeder Person erklären viele ihrer Handlungen. Ich möchte, dass die Lesenden diese Erkenntnis aus dem Buch gewinnen. Denn dadurch gewinnen sie Einsichten, die ihnen neue Perspektiven eröffnen, sie emotional ansprechen und ihre Empathiefähigkeit verstärken.

Wie hast du die Menschen, die du in deinem Buch interviewt hast, kennengelernt?

Aufgrund meiner Arbeit und meines persönlichen Engagements bin ich in der Zivilgesellschaft sehr gut vernetzt. Darüber hinaus habe ich die Medien einschließlich der sozialen Medien durchforstet.

Die Herausforderung lag nicht in der Recherche nach den Interviewten, sondern vielmehr darin, die Auswahl unter den vielen beeindruckenden Projekten zu treffen. Letztendlich habe ich mich am Anliegen der Initiativen, ihrer Nachhaltigkeit sowie an der Verortung der Protagonistinnen und Protagonisten in der Gesellschaft orientiert.

Welche Geschichte hat dich am meisten bewegt?

Das ist eine schwere Frage. Ganz ehrlich, ich kann sie nicht beantworten. Genausowenig wie ich sagen kann, welches meiner Kinder ich mehr liebe.

Alle Geschichten haben mich bewegt.

Deshalb möchte ich lieber einen Aspekt erwähnen, der mir bei mehreren Projekten aufgefallen ist. Ich habe festgestellt, dass Gruppen, die sich sonst selbst als marginalisiert wahrnehmen, die Gelegenheit genutzt haben, um sich für das Wohl der Gesamtgesellschaft einzubringen. Die orthodoxe Chana Irom, Gründerin der Initiative „Iron Sisters“ erklärt: „Wir erwarten, dass andere unseren Lebensentwurf respektieren. Erst dadurch ... könnten streng religiöse Frauen ... ihr Potenzial für die gesamte Gesellschaft verwirklichen.“ In dieselbe Kerbe schlägt auch der arabische Interviewte



Jamal Alkarnawi, der sich mit der von ihm geleiteten NGO „A New Dawn in the Desert“ in beduinischen Dörfern engagiert hat: „Die Solidarität zwischen jüdischen und arabischen Menschen möchte ich für die Zukunft mitnehmen... Die Auswirkungen des Massakers auf die beduinische Community haben mich in dem Kampf um Chancengleichheit bestärkt“. Diese Aussagen sehe ich als Gedankenanstoß zu Fragen der Inklusion von Minderheiten in Israel und nicht nur in Israel.

Die von dir Interviewten bilden auch die sehr diverse israelische Bevölkerung ab. Sie kommen aus jüdisch-orthodoxen Milieus, einer säkularen jüdischen Schicht oder auch aus der beduinischen Bevölkerung. Und ich denke, du hast ganz bewusst diese ganz unterschiedlichen Menschengesichter gesucht. Was wolltest du damit zeigen?

Es war von Anfang an Teil meines Konzeptes, die Vielfalt der israelischen Gesellschaft widerzuspiegeln. Diese Publikation ist auch ein weiterer Baustein in meinen Projekten zum Thema Bekämpfung von Antisemitismus. Der Hass, der sich seit dem 7. Oktober in der Welt auf Israel entladen hat, hat mich trotz meiner langjährigen Erfahrung schockiert. Dieses Buch setzt insbesondere dem gegen Israel gerichteten Antisemitismus neue, wenig bekannte Tatsachen entgegen. Dabei geht es mir keineswegs darum, Kritik am Staat Israel abzublocken. Die Probleme der israelischen Gesellschaft, die Fragilität seiner Demokratie, die gegenwärtige rechtsgerichtete und von vielen als unverantwortlich wahrgenommene Regierungspolitik sowie das Versagen der staatlichen Institutionen am 7. Oktober werden klar benannt. Nicht nur bilden sie den Hintergrund des Buches, sie erklären auch die Notwendigkeit für die Selbstmobilisierung der Zivilgesellschaft. Mein Anliegen ist es, ein Wertesystem aufzuzeigen, das erstens aus der jüdischen Tradition kommt und zweitens einen integralen Teil der israelischen Gesellschaft darstellt. Mehrere Befragte beziehen sich explizit auf diese Verbindung. Moran Bar stellt zum Beispiel fest: „Die jüdische Geschichte hat mich in dieser schwierigen Zeit oft inspiriert. Das jüdische Volk hat es immer verstanden, selbst in schrecklichsten Notfallsituationen Strukturen zu schaffen, um die Realität zu verbessern. Konkret denke ich dabei sehr oft an das Warschauer Ghetto während der Shoah. Selbst in jener furchtbaren Situation wurden dort Schulen, eine Jugendbewegung und ein Waisenhaus geschaffen.“

Mir ist beim Lesen aufgefallen, dass viele der Interviewten gemeint haben, ihr Engagement hätte ihnen geholfen, das Massaker zu verarbeiten. Wie siehst du das von deinem heutigen Standpunkt aus?

Wenn es etwas gibt, worüber sich alle Interviewten einig waren, ist es das. Das zivilgesellschaftliche Engagement hat die 17 Befragten aus dem schwarzen Loch geholt, es hat ihnen das Gefühl selbst im Chaos selbstbestimmt zu handeln. Es hat ihre eigene Resilienz gestärkt. Yaniv Hegyi, der sich am 7. Oktober mit seiner Familie 30 Stunden im Schutzraum in seinem Kibbutz Beeri vor den Terroristen versteckte, erklärt sein Gedenkprojekt „Memorial 710“ folgendermaßen: „Ich halte es für wichtig, dass



wir nicht nur als Opfer gesehen werden. Die Tapferkeit und der Zusammenhalt der Menschen ist für die Erinnerung genauso wichtig“.

Und zuletzt: Was wünschst du dir für dein Buch?

Natürlich, dass viele Menschen das Buch lesen und es auch in Bildungsprojekten einsetzen.

Wie schon erwähnt möchte ich neue Facetten von Israel aufzeigen. Nicht minder wichtig ist es mir jedoch, dass die Lesenden für ihr eigenes Umfeld Anregungen und Ideen mitnehmen. Oder mit den Worten von israel Almasi, einem der Interviewgebenden: „Wenn wir es verstehen, unsere Stärken und erkennen und sie einzusetzen, um anderen zu helfen, erfüllt uns das mit Leben. Es ist meine Hoffnung, dass die Leserinnen und Leser sich von dieser Einstellung inspirieren lassen“. Das wollte ich mit den Interviews vermitteln. Denn die humanistischen Werte, die so viele Israelinnen und Israelis in dieser extremen Situation vorgelebt haben, sind von universaler Bedeutung. Angesichts der brennenden Themen, die auch andere Länder beschäftigen, sind sie durchaus von steigender globaler Relevanz. Es ist meine Überzeugung, dass die Zivilgesellschaften weltweit eine immer größere Rolle in der Bewältigung sozialer Probleme spielen werden.



„Solidarität heißt handeln“ – Einleitung

Zur israelischen Zivilgesellschaft nach dem Massaker des 7. Oktober 2023

Anita Haviv-Horiner

Am Anfang steht die persönliche Erfahrung – auch und gerade für dieses Buch.

Am 7. Oktober 2023 saß ich früh morgens mit meiner Tochter gemütlich zu Hause beim Frühstück. Danach plante ich, zum Strand zu gehen. Plötzlich erhielten wir auf unseren Mobiltelefonen eine Flut von Nachrichten. In vielen Teilen des Landes ertönte Raketenalarm.

Als Israelinnen sind wir unvorhergesehene Ereignisse wie Terroranschläge und kriegerische Auseinandersetzungen gewohnt. Dementsprechend schnell reagierten wir und checkten die Medien. Überall wurde berichtet, dass Terroristen in die Grenzregion zum Gazastreifen eingedrungen waren. Allmählich wurde das Bild klarer: Es handelte sich um ein Massaker von ungeahnter Dimension. Die palästinensischen Angreifer richteten ein unbeschreibliches Blutbad an, das binnen Stunden mehr als 1200 Menschen ihr Leben kostete. Die Terroristen wandten dabei brutale Foltermethoden an, verbunden mit sexualisierter Gewalt. Sie plünderten und zerstörten die Häuser ihrer Opfer.

Inzwischen wissen wir, dass es sich um das größte Verbrechen am jüdischen Volk seit dem Holocaust gehandelt hat. Der 7. Oktober 2023 ist daher als »der schwarze Schabbat« in die Geschichte Israels nahmen, auf denen unsere Existenz beruht, zutiefst erschüttert worden sind: dass wir uns selbst verteidigen können, dass die Armee immer da ist, dass wir einen verantwortungsvollen Staat haben. Diese Versprechen des Zionismus wurden an diesem schrecklichen Tag und auch seitdem sehr oft nicht eingehalten.

Der israelische Schriftsteller David Grossman hat es folgendermaßen formuliert: »In uns steigt eine schmerzhaft Erkenntnis auf: Die tiefe Verzweiflung, die die meisten Israelis nach dem Massaker erleben, rührt vielleicht daher, dass wir in die jüdische Existenz zurückgeworfen wurden, in die Existenz eines schutzlos verfolgten Volkes. Eines Volkes, das trotz seiner gewaltigen Errungenschaften auf so vielen Gebieten im Kern seines Wesens noch immer ein Volk von Davongekommenen ist, dem die Möglichkeit, aus seinem Zuhause vertrieben zu werden, auch nach 76 Jahren staatlicher Souveränität noch immer eingeprägt ist.« eingegangen.

Der 7. Oktober stellt für die Menschen in Israel auch deshalb eine Katastrophe dar, weil viele An

Das Massaker selbst und die darauffolgenden Erschütterungen deprimierten mich zutiefst. Es war freilich nicht nur meine individuelle Depression. Vielmehr hatte sich eine unbeschreibliche Trauer kollektiv vieler Menschen in Israel bemächtigt.



In diesen dunklen Stunden suchte ich nach Hoffnung. Sie zeigte sich auf eine Art und Weise, die mich auf der einen Seite überwältigte, mich auf der anderen aber nicht wirklich überraschte. Denn je mehr die staatlichen Institutionen unmittelbar nach den Ereignissen versagten, desto aktiver wurde die Zivilgesellschaft.

Mir selbst war zivilgesellschaftliches Engagement nicht fremd. Im Jahr 2023 nahm ich zum Beispiel Woche für Woche an Demonstrationen gegen die Regierung Netanjahus teil, die die israelische Demokratie durch einen als Justizreform getarnten Putsch aushöhlen wollte. Doch was ab dem 7. Oktober im ganzen Land ehrenamtlich passierte, war einzigartig, nicht nur in der Geschichte Israels, sondern weltweit. Diese Beobachtung gab mir den Impuls für dieses Buch.

Der Sänger David Broza brachte es in einem Fernsehinterview auf den Punkt: »Man kann nicht in einem Land leben und erwarten, dass die Dinge einfach passieren. Der Regierung habe ich viel vorzuwerfen und das tue ich auch. Aber ich warte nicht auf sie. Daher bin ich am 7. Oktober sofort losgefahren. Bis zum Ende dieser ersten Woche gab ich 40 Konzerte für Soldaten und aus ihren Häusern evakuierte Menschen.«

Diese Einstellung kennzeichnete nicht nur den Künstler, sondern sie beflügelte unzählige Israelinnen und Israelis. So entstand innerhalb kürzester Zeit eine Vielfalt an Projekten, die alle darauf ausgerichtet waren, Menschen in Not zu helfen. Je mehr ich diese anpackende Solidarität beobachtete, desto mehr wurde mir klar, wo es einen Lichtblick in dieser furchtbaren Realität gab. Der Gedanke, dass diese einzigartige Leistung so vieler Einzelpersonen und Gruppen festgehalten werden müsse, festigte sich in mir.

2. Ziele und Struktur der Buches

2.1 Ziele

Wie auch meine vorhergehenden Publikationen versteht sich »Solidarität heißt handeln. Die israelische Zivilgesellschaft nach dem Massaker des 7. Oktober 2023« als Instrument der politischen Bildung im deutsch-israelischen Dialog.

Der didaktische Einsatz von Lebensgeschichten ist ein roter Faden, der sich durch alle meine Bücher zieht. Auch in diesem Buch ist es mein Ziel, das Leitthema mit der Lebensgeschichte der Interviewgebenden zu verknüpfen. Denn die persönliche Erfahrung und die Biografie jeder Person erklären viele ihrer Handlungen. Sie vermitteln den Lesenden Einsichten, die ihnen neue Perspektiven eröffnen, sie emotional ansprechen und ihre Empathiefähigkeit verstärken. Dieser Prozess scheint mir eine wichtige Lernerfahrung zu sein.

Ich muss gestehen, dass mich der Hass, der sich seit dem 7. Oktober in der Welt und auch in Deutschland auf Israel entladen hat, trotz meiner langjährigen Erfahrung in der Bekämpfung des Antisemitismus und trotz schwieriger Erfahrungen in diesem



Kontext schockiert. Er fokussiert nicht nur auf Israel, sondern auf jüdische Menschen im Allgemeinen. Und er ist nicht nur lauter, aggressiver, sondern auch wesentlich gewaltbereiter und offen eliminatorischer geworden. In einer Rede im österreichischen Parlament sagte die Antisemitismus-Expertin Monika Schwarz-Friesel: »Überraschend kamen die Empathieverweigerung und die Hassruption keineswegs. Der Boden war seit Jahren gelegt. Ähnliches erlebten wir schon anlässlich der Gaza-Krise 2014 als auf den Straßen Europas › Hamas, Hamas, Juden ins Gas‹ gegrölt wurde.«

Doch diesmal spielt sich das unverhohlenen jüden- und israelfeindliche Spektakel nicht nur auf der Straße ab, er ist in die Mitte der Gesellschaft gerückt. Der omnipräsente Slogan »From the river to the sea«, der unverhohlenen Israels Vernichtung fordert, gehört heute auch an so mancher Universität und bei vielen Kunstschaaffenden zum guten Ton. Die Nobelpreisträgerin für Literatur Herta Müller bringt diesen Hass wie folgt auf den Punkt: »Ich habe den Eindruck, die Strategie der Hamas und ihrer Unterstützer möchte, dass alles Israelische und damit auch alles Jüdische der Welt unerträglich gemacht wird. Die Hamas will den Antisemitismus als bleibende globale Grundstimmung erhalten.«

Dieses Buch vermittelt Einblicke in die Multiperspektivität der in Deutschland oft mit negativen Stereotypen besetzten israelischen Gesellschaft. Dabei geht es mir keineswegs darum, Kritik an Israel abzublocken. Die Probleme der israelischen Gesellschaft, die Fragilität der Demokratie, die gegenwärtige rechtsgerichtete und von vielen als unverantwortlich wahrgenommene Regierungspolitik sowie das Versagen der staatlichen Institutionen am 7. Oktober werden nicht nur klar benannt, sondern bilden den Hintergrund des Buches. Rassismus, soziales Gefälle und Marginalisierung spezifischer Bevölkerungsgruppen sind Themen, die in mehreren Interviews explizit angesprochen werden.

All diese Faktoren erklären auch die Notwendigkeit für die Selbstmobilisierung der Zivilgesellschaft. Mein Anliegen ist es, im Ausland wenig bekannte Aspekte der israelischen Gesellschaft aufzuzeigen, die Werte widerspiegeln, die erstens aus der jüdischen Tradition kommen und zweitens einen integralen Teil der israelischen Gesellschaft darstellen. Mehrere Befragte beziehen sich explizit auf diese Verbindung. Moran Bar stellt zum Beispiel fest: » Die jüdische Geschichte hat mich in dieser schwierigen Zeit oft inspiriert. Das jüdische Volk hat es immer verstanden, selbst in schrecklichsten Notfallsituationen Strukturen zu schaffen, um die Realität zu verbessern. Konkret denke ich dabei sehr oft an das Warschauer Ghetto während der Schoa. Selbst in jener furchtbaren Situation wurden dort Schulen, eine Jugendbewegung und ein Waisenhaus geschaffen.«

2.2. Zur Struktur der Publikation



Das Buch beruht auf 17 Interviews, die gezielt Projekte und Initiativen in folgenden Bereichen vorstellen: Versorgung mit Gütern des Grundbedarfs, Betreuung der Evakuierten, therapeutische Hilfe, Unterstützung in der Landwirtschaft, kulturelle Projekte, der Kampf der Familien um die Freilassung der Entführten, Gedenkarbeit und Tierschutz. Die Gespräche verleihen authentischen und unterschiedlichen Stimmen Ausdruck. Es wurde auch ein in Deutschland lebender Jude in das Tableau der Gespräche aufgenommen. Das Interview mit ihm steht für die Beziehungen zwischen Israel und der jüdischen Diaspora – auch und gerade – in dieser katastrophalen Lage. In den Worten von Alexander Dergay: »Als jemand, der in Deutschland aufgewachsen ist, und dessen Vorfahren in der Roten Armee gegen die Nationalsozialisten gekämpft haben, möchte ich jetzt Flagge zeigen. Das bedeutet konkret, in Israel zu sein, und sei es nur für kurze Zeit.«

Anders als ich es aus früheren Interviewprojekten kenne, waren die Gespräche durch eine Atemlosigkeit der Erzählungen charakterisiert. Das ist verständlich, denn zum Zeitpunkt der Interviews steckten die Befragten mitten in den Ereignissen, von denen sie berichteten. Das Massaker des 7. Oktober war bei allen 17 Gesprächspartnerinnen und -partnern auch Monate nach den Ereignissen omnipräsent. Deshalb hatten sie auch keinen Abstand zu den Inhalten ihrer Erzählungen. Sie sprechen darüber, während der schwarze Schabbat auch Monate später noch ihr (Er)leben prägt.

Die Gespräche werden durch den Artikel von Wladimir Struminski ergänzt. Sein Beitrag greift die Ereignisse des 7. Oktober 2023 auf und kontextualisiert ihre Bedeutung für die israelische Gesellschaft. Um das Thema zu veranschaulichen, wurden Fotos in die Publikation aufgenommen, welche von den Interviewten zur Verfügung gestellt wurden.

Diese Bausteine des Buches sollen es den Lesenden ermöglichen, die für das Verständnis der Interviews erforderlichen Informationen zur Hand zu haben. Die Infokästen beziehen sich auf Begriffe, die in den Interviews selbst erklärungsbedürftig sind. Manche Informationskästen wurden zwecks Lesefreundlichkeit in mehreren Unterhaltungen eingebaut.

Das Glossar greift Begriffe auf, die für das allgemeine Verständnis des Kontextes der Interviews wichtig sind. Die Literaturliste gibt Hinweise auf weiterführende Information zu den im Buch angesprochenen Themenkreisen.

Die Protagonistinnen und Protagonisten dieses Buches sehe ich persönlich als Rollenbilder an, die Israel angesichts des massiven staatlichen Versagens am 7. Oktober und auch danach – zusammen mit vielen anderen Israelis und Israelinnen – vor noch Schlimmerem bewahrt haben. Diese Menschen spiegeln das ganze Spektrum der israelischen Gesellschaft in ihrer Zerrissenheit und Streitfreudigkeit wider. Folgende Personen wurden in die Publikation aufgenommen. Das erste Interview



wurde an den Anfang gestellt, weil der Interviewte das Massaker persönlich miterlebt hat und es eindrücklich beschreibt. Alle anderen Interviews werden in chronologischer Reihenfolge aufgelistet.

Yaniv Hegyi, ein Überlebender aus Kibbuz Be'eri, der ein digitales Gedenkprojekt an die Opfer des 7. Oktober ins Leben gerufen hat.

Yael Cyment, eine Akupunkteurin, die Überlebende des Nova-Festivals bei der Traumabewältigung unterstützt.

Dana Arieli, eine Professorin, die sich durch eine Fotodokumentation mit der Region des Geschehens auseinandersetzt.

Dita Kohl-Roman, eine Verlagsleiterin, die sich für die Freilassung der Geiseln aus der Hamas-Gefangenschaft einsetzt.

Nabila Espanioly, eine Pädagogin, die Hilfe für traumatisierte Kinder aus benachteiligten arabischen Bevölkerungsgruppen organisiert.

Nir Peretz, ein Inhaber einer Cateringfirma, der Soldaten mit Mahlzeiten versorgt.

Sasha Mizheritsky, ein Mitarbeiter einer NGO, der eine Betreuung von russischsprachigen Seniorinnen und Senioren in der Kriegszone organisiert.

Moran Bar, Leiterin einer Jugendbewegung, die pädagogische Betreuung von aus ihren Wohnorten evakuierten Kindern organisiert.

Israel Almasi, Leiter einer auf ehrenamtliche logistische Hilfe spezialisierten Organisation, die ihre Aktivitäten auf Hilfeleistung für vom 7. Oktober betroffene Menschen umstellte.

Chana Irom, eine Pädagogin, die eine Initiative zur Unterstützung von Familienangehörigen von Soldaten gründete.

Alexander Dergay, ein Politikberater, der kurzzeitige Hilfe in der Landwirtschaft und bei der Betreuung von Holocaustüberlebenden geleistet hat.

Avishag Avinoam, eine Medienberaterin, die die digitale Kampagne »Don't Let Hamas Rape #Me Too« ins Leben gerufen hat.

Orly Soker, eine pensionierte Hochschuldozentin und Gründerin einer Nichtregierungsorganisation namens Masa Ischi (Personal Journey), die Menschen aus der Region der Ereignisse des 7. Oktober eine Plattform gibt, auf der sie ihre persönliche Geschichte teilen können.

Terry Newman, der Mitbegründer der Protest- und Hilfsorganisation »Brothers and Sisters for Israel«.



Jamal Alkirnawi, ein Sozialarbeiter, der eine mobile Notzentrale zur Unterstützung von Familien aus der beduinischen Bevölkerung im westlichen Negev leitet.

Avner Stepak, ein Investmentmanager, der sich auf Hilfe für die Landwirtschaft, Evakuierung von Menschen aus der Kriegszone und finanzielle Unterstützung für Kleinunternehmen konzentriert hat.

Shira Yashpe, eine Tierärztin, die eine Initiative zur Rettung verletzter und verlassener Haustiere aus der Kampfzone ins Leben gerufen und geleitet hat.

Viele Interviewgebende, wenn auch nicht alle, hatten Vorerfahrung in ehrenamtlichem Engagement. Einige hatten sich in der Vergangenheit auf die Förderung junger Menschen fokussiert, andere hatten ihren diesbezüglichen Weg mit der Versorgung hilfsbedürftiger älterer Menschen oder mit Tierschutz begonnen.

Gemeinsam ist allen Befragten, dass sie für ihre Solidarität mit Menschen in Not ihre Komfortzone bereitwillig verlassen haben. Sie haben für ihr Engagement Opfer gebracht, sei es finanzielle Einbußen, Zeitaufwand oder die Trennung von der Familie.

Auf die Frage, welchen Gewinn sie aus ihrem Aktivismus gezogen haben, antwortet die Mehrheit der Befragten, dass sie dadurch vor einer Depression bewahrt wurden. Solidarisches Handeln hat ihnen das Gefühl vermittelt – auch und gerade – in dieser Katastrophe selbstbestimmt handeln zu können. Es hat sie nach der Konfrontation mit dem Tod wieder mit dem Leben und den eigenen Handlungsmöglichkeiten verbunden.

Alle Interviews wurden in der Du-Form geführt. Das liegt daran, dass im Hebräischen, wie auch im Englischen, nicht gesiezt wird. Es ist auch ein Ausdruck der im Vergleich zu deutschsprachigen Ländern sehr unmittelbaren – und gerade bei dem Thema Solidarität – besonders wertvollen Kommunikation, die sich über soziale Grenzen und Formalitäten hinwegsetzt.

3. Anmerkungen zu den in den Interviews beschriebenen zivilgesellschaftlichen Projekten/Initiativen

Dieses Buch handelt von der Reaktion der israelischen Zivilgesellschaft auf eine große Tragödie: das Massaker, das Hamas-Terroristen am 7. Oktober 2023 in der israelischen Region verübt haben, die an den Gazastreifen grenzt. In der Publikation werden 17 Initiativen vorgestellt, mit denen Israelinnen und Israelis Überlebenden des Massakers, Evakuierten, überforderten Familien von einberufenen Reservistinnen und Reservisten sowie anderen Betroffenen geholfen haben.

Diese Initiativen waren zum Teil höchst unterschiedlicher Natur. Ihre Spannweite reicht von der Therapie über das Engagement in sozialen Medien, um schwer traumatisierten Menschen eine Stimme zu geben, bis hin zu ganz alltäglicher Hilfe wie



Kinderbetreuung in Auffangunterkünften für Binnenflüchtlinge oder Kochen und Putzen für Menschen, die nach dem unvorstellbaren Schock dazu nicht selbst imstande waren.

Manche Initiativen wurden von Organisationen ins Leben gerufen, andere von Einzelpersonen oder von Gruppen wie im Fall der Familie Roman, die um die Freilassung ihrer von der Hamas festgehaltenen Angehörigen kämpft.

Die Auswahl der Projekte für die Publikation war nicht leicht. Fast täglich entdeckte ich neue bewundernswerte Initiativen. Ausschlaggebend für die Wahl waren letztendlich folgende Kriterien: der Arbeitsschwerpunkt, die Ziele, die Zielgruppen sowie die Verortung der Initiativen in der israelischen Gesellschaft. Einige wurden wegen ihrer Nachhaltigkeit und ihrer Übertragbarkeit auf den deutschen Referenzrahmen in das Buch aufgenommen.

Das gilt für erfahrene Organisationen wie die Jugendorganisation »Ha-Schomer Ha-Tzair«, aber auch für persönliche Initiativen wie den Küchenchef Nir Peretz, der innerhalb weniger Tage sein ganzes Dorf zum Bekochen von Soldatinnen und Soldaten mobilisierte.

Die Interviewten haben zwar sehr unterschiedliche Lebensentwürfe, doch wollten mehrere durch ihr Engagement Zusammenhalt in der israelischen Bevölkerung schaffen. Der streng religiöse Israel Almasi deklariert in seinem Interview: »Es ist unser Ziel, allen 9,9 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern Israels zur Verfügung zu stehen.«

Terry Newman, einer der Gründer der politisch im linken und säkularen Teil des politischen Spektrums verorteten Nichtregierungsorganisation »Brothers and Sisters for Israel«, macht eine sehr ähnliche Aussage. »Als Organisation beschäftigten uns die Fragen: »Wie können wir Israel wieder zu einem Licht für die Völker machen? Wie können wir die israelische Gesellschaft wieder zusammenführen? ««

Die Konfliktlinie zwischen der arabischen und der jüdischen Bevölkerung Israels wird von Nabila Espanioly thematisiert: »Auch meine Wut über die Ungerechtigkeit, die der palästinensischen Bevölkerung in Israel und in den besetzten Gebieten widerfährt, ist eine wichtige Ressource. Wut kann Menschen zerstören, doch kann sie auch in konstruktives Handeln umgeleitet werden.«

Die direkten Auslöser für diese Sehnsucht nach Zusammenhalt in der konfliktuellen gesellschaftlichen Realität Israels sind das Massaker des 7. Oktober 2023, der darauffolgende Krieg gegen die Terrororganisationen Hamas und Hisbollah sowie, bei vielen Hilfeleistenden, die gegen Israel gerichtete antisemitische Feindlichkeit im Ausland.

Gedenkarbeit ist ein wichtiger Ansatz für mehrere der Befragten. Dana Arieli, die die



Geschichte des westlichen Negev fotografisch in einem Buch dokumentiert, sagt: »Es [ist] ein kollektives Gedenkalbum, das in Zukunft als visuelle Referenz dienen soll.«

Yaniv Hegyi, dem Gründer des digitalen Gedenkprojektes »710 Memorial« geht es explizit darum, das Gedenken an die Opfer des 7. Oktober zu bewahren. »Ihre Enkelkinder werden wissen, was geschehen ist. Mir zum Beispiel bedeutet das sehr viel, denn ich weiß nicht, was meinen Großeltern im Holocaust widerfahren ist. [...] Deshalb möchte ich heute dokumentieren, was mit uns passiert ist.«

Interessant ist auch die zeitliche Zielsetzung der Projekte und Initiativen. Einige, insbesondere die logistisch orientierten, fokussieren sich auf das Hier und Jetzt. In diesem Sinne haben mehrere Befragte nach drei Monaten ihr Projekt an neue Realitäten adaptiert.

Mehrere Befragte haben ihre spontan entstandenen Initiativen in eingetragene Vereine umgewandelt, um die Nachhaltigkeit ihrer Arbeit sicherzustellen. Die Zukunft definieren mehrere explizit als eine ihrer Prioritäten, zum Beispiel der Leiter der mobilen Notzentrale für die beduinische Bevölkerung Jamal Alkirnawi: »Die Solidarität zwischen jüdischen und arabischen Menschen möchte ich für die Zukunft mitnehmen. Die Situation hat uns allen gezeigt, dass wir im selben Boot sitzen.«

Avishag Avinoam, die Gründerin der digitalen Kampagne »Don't Let Hamas Rape #Me Too« hat sich ein sehr großes Ziel gesetzt: Sie möchte den Mainstream-Feminismus ändern: »Ich glaube, dass die Definition von Feminismus und Gendergerechtigkeit neu diskutiert werden muss. Es ist mein Eindruck, dass der heutige feministische Diskurs stärker auf Klimawandel und Postkolonialismus fokussiert als auf Frauenrechte.«

Nachhaltigkeit kann nur dann bewirkt werden, wenn das Engagement in den Alltag vieler Menschen integriert wird. Um den Aktivismus auch bei Gruppen zu stärken, bei denen er nicht sehr ausgeprägt, zu stärken, entwickelt Sasha Mizheritsky Kurse für soziale Initiativen.

4. Didaktischer Mehrwert der Publikation

Beim Thema Solidarität schien mir der didaktische Mehrwert der Interviews äußerst wichtig. Die Auseinandersetzung mit den Gesprächen kann einen wichtigen Lerneffekt bewirken, wenn das Buch richtig genutzt wird. Dieser Lerneffekt sollte für die politische Bildung genutzt werden. Aus diesem Grund wurde er in den Interviews sowohl für die Leserschaft als auch für die Befragten explizit in den Raum gestellt. Deshalb lautete die letzte Frage an alle Protagonistinnen und Protagonisten: »Was würdest du Menschen in Deutschland raten, die in ihrem eigenen Umfeld Initiative ergreifen möchten?«

Durch die Lebensgeschichten der Befragten und ihre Projekte können die Lesenden viel über Israel lernen, zum Beispiel über den Kampf der Angehörigen um die von



Hamas gefangengehaltenen Geiseln. Aus den Gesprächen können die Lesenden viel über die Resilienz so vieler Menschen in Israel und ihrem Beharren auf Selbstbestimmtheit erfahren. Die Protagonistinnen und Protagonisten der Interviews wollen sich nicht von dem Terroranschlag und dessen Folgen beherrschen lassen.

Darüber hinaus zielte die Auswahl mehrerer Projekte auch auf die Übertragbarkeit der Erfahrungen auf den deutschen Kontext ab. Mehrere der Initiativen agieren ehrenamtlich in Bereichen, in denen sie durchaus in anderen Ländern umgesetzt werden könnten, vielleicht auch in kleinerem Rahmen, zum Beispiel Versorgung mit Essen oder ehrenamtliche Akupunktur für Traumatisierte. Ein spannendes Beispiel ist der Einsatz von Podcasts als Instrument der Traumalinderung.

Es ist interessant festzustellen, dass Gruppen, die sich sonst selbst als marginalisiert wahrnehmen, die Gelegenheit genutzt haben, um sich für das Wohl der Gesamtgesellschaft einzubringen. Die streng orthodoxe Chana Irom erklärt: »Wir erwarten, dass andere unseren Lebensentwurf respektieren. Erst durch diese Akzeptanz können streng religiöse Frauen ihr Potential in die gesamte Gesellschaft einbringen.« Diese Aussage könnte ein wichtiger Gedankenanstoß zu Fragen der Inklusion von Minderheiten sein.

Pragmatismus wurde schon eingangs als ein wichtiges Merkmal der Projekte erwähnt. Alle Interviewten verstehen, dass sie selbst und ihre Mitwirkenden nach intensivsten, monatelangem Einsatz in ihren Alltag zurückkehren müssen. Doch das bedeutet keineswegs, dass sie ihr Engagement beenden wollen. Chana Irom, die Gründerin der Initiative »Iron Sisters« berichtet: »Die Adaptationen auf ein zeitlich klar begrenztes Engagement schafften Überschaubarkeit, so konnten wir mehr Freiwillige rekrutieren.« Nachhaltigkeit des zivilgesellschaftlichen Engagements kann in der Tat nur dann gewährleistet werden, wenn das jeweilige Projekt sich stets an neue Gegebenheiten anpasst. Das erfordert auch den Mut, das Ziel immer wieder zu prüfen und gegebenenfalls neu zu definieren. Mit den Worten von Moran Bar: »Es ist wichtig, sich nicht in das Projekt zu verlieben.«

Mehrere Interviewgebende haben die Bedeutung der Technologie und der sozialen Medien für zivilgesellschaftliches Engagement betont. Die vielfältigen Einsatzmöglichkeiten moderner technologischer Mittel werden in den Interviews beschrieben. Immer wieder betonen die Befragten, wie wichtig eine aktive und professionelle Präsenz in den sozialen Medien ist. »Jeder Auftritt in den sozialen Medien muss genau durchdacht und formuliert sein. Dafür muss man sich die nötige Zeit nehmen, denn erst dann wird man ernst genommen«, sagt die Leiterin der digitalen Kampagne »Don't Let Hamas Rape #Me Too«, Avishag Avinoam.

Orly Soker, Gründerin der Organisation »Personal Journey« erweitert das Konzept. Ihr Ansatz ist es, die inhaltliche Seite mit der technischen zu verbinden. »Es ist meine feste



Überzeugung, dass das Erlernen des Umgangs mit Medien, in diesem Fall Podcasts, Menschen helfen kann, ihre Krisen zu überwinden.«

Die Bedeutung flacher Hierarchien und das Hinwegsetzen über bürokratische Hürden als Voraussetzungen für das Gelingen des zivilgesellschaftlichen Engagements ziehen sich als roter Faden durch die Gespräche. Sie ermöglichen rasches Handeln. Diese Mentalität ist typisch für die israelische Gesellschaft. Das Konzept könnte aber auch und gerade in Deutschland relevant sein.

Perfektionismus ist in einer akuten Notlage nicht realistisch. Bei zivilgesellschaftlichem Engagement ist auch die Versuch-und-Irrtum-Methode angesagt. Das wiederum erfordert Fehlerfreundlichkeit: Avishag Avinoam berichtet: » Als das Video fertig war, war ich damit dennoch nicht zufrieden. Ich beschloss, es nicht zu veröffentlichen, obwohl es viel Zeit, Mühe und schlaflose Nächte gekostet hatte.«

Nicht zu vernachlässigen ist das Nachdenken über den persönlichen Gewinn, den man aus solidarischem Handeln ziehen kann. Die Tierschutzexpertin Shira Yashpe, die Tiere aus der Kriegszone gerettet hat, bringt es auf den Punkt: »Es gehörte immer zu meinem Selbstbild, dass ich in einer Notsituation helfen würde, auch wenn es mit Risiken verbunden wäre. Doch man weiß es nicht, bevor man es weiß. Trotz aller Ängste habe ich mir nach dem 7. Oktober selbst bewiesen, dass ich das geschafft habe.«

»Solidarität heißt handeln. Die israelische Zivilgesellschaft nach dem Massaker des 7. Oktober 2023« ist für mich ein weiterer, sehr wichtiger Schritt im Bestreben, Instrumentarien der politischen Bildung zu entwickeln, die den deutsch-israelischen Dialog vertiefen. »Wenn wir es verstehen, unsere Stärken zu erkennen und sie einzusetzen, um anderen zu helfen, erfüllt uns das mit Leben. Es ist meine Hoffnung, dass Lesende in Deutschland sich von dieser Einstellung inspirieren lassen werden«, stellt Israel Almasi fest.

Diesem Wunsch kann ich mich nur anschließen. Es ist auch meine Hoffnung, dass die Leserschaft dank der Interviews und der anderen Beiträge Neues über die israelische Gesellschaft erfahren und für ihr eigenes Umfeld Anregungen und Ideen mitnehmen kann.

Jedes einzelne der oben genannten Themen kann im Mittelpunkt von Veranstaltungen stehen. In der politischen Bildung können die Interviews mit Methoden der bildenden Kunst, des Theaters und der Videoarbeit verbunden werden. Dadurch eignet sich die Publikation für Workshops. Anregungen dazu biete ich gerne in Präsenzveranstaltungen oder auch online an.

Nicht zuletzt versteht sich das vorliegende Buch als Anregung für die Schaffung neuer israelisch-deutscher Netzwerke im zivilgesellschaftlichen Bereich. Anknüpfungspunkte



können hierbei gemeinsame Anliegen oder auch Lernen voneinander sein.

Die vielfältigen im Buch festgehaltenen Hilfsaktionen hatten ein gemeinsames Motiv: Menschlichkeit. Unzählige Israelinnen und Israelis ließen alles stehen und liegen und taten, ehrenamtlich, alles in ihrer Macht Stehende, um Mitmenschen in einer Notlage zu helfen, oft monatelang. Diese Woge freiwilligen Engagements, die weltweit ihresgleichen sucht, zeigt, wie unerlässlich Menschlichkeit für eine bessere Gesellschaft ist. Das an konkreten Beispielen zu vermitteln, ist Aufgabe der politischen Bildung. Die menschlichen Werte, die so viele Israelinnen und Israelis in dieser extremen Situation nicht nur propagiert, sondern auch gelebt haben, sind von universaler Bedeutung. Angesichts der brennenden Themen, die auch andere Länder beschäftigen, sind sie durchaus auch von steigender globaler Relevanz.

Abschließend möchte ich allen, die an »Solidarität heißt handeln. Die israelische Zivilgesellschaft nach dem Massaker des 7. Oktober 2023« mitgewirkt haben, herzlichst danken.

Alle Beteiligten haben ihr Maximum gegeben, um die Veröffentlichung des Buches zum ersten Jahrestag des Massakers zu ermöglichen. Vor dem Hintergrund so vieler Versuche, die Verbrechen der Hamas zu leugnen oder zu relativieren, erschien es uns wichtig, ein Zeichen zu setzen. Ich danke:

allen Interviewgebenden, die ihre Geschichte und ihre Erfahrungen so großzügig mit mir geteilt haben. Sie haben sich darauf eingelassen, ihr Handeln aus einer Perspektive der Introspektion zu betrachten, nicht zuletzt, um für die Lesenden ihre Erfahrungen nachvollziehbar zu machen.

Dr. Hans-Georg Golz, der die Idee für diese Publikation sofort befürwortete und uns als Projektleiter bestens begleitet hat.

Wladimir Struminski, in seiner Doppelrolle als Autor und fachkundiger Lektor.

meiner Kollegin Sabine Frank, die mich in allen logistischen Etappen einschließlich der Auswahl der Fotos aufs Beste unterstützt hat.

Timo Jaeckel von der bpb für seine immer freundliche Hilfsbereitschaft in der Bewältigung administrativer und logistischer Hürden.

Dr. Uri Engelhard, der mir - gerade wegen unserer unterschiedlichen Sichtweisen auf die israelische Realität - so manchen Gedankenanstoß gegeben und auch Türen geöffnet hat.

(Nachfolgender Text ist eine separate Seite, die in der Fahne gleich nach Anitas Einleitung eingepflegt werden und graphisch besonders gestaltet werden sollte)

Methode der Interviews und Profil der Interviewgebenden



Die Gespräche liefen nach einem standardisierten Fragenkatalog ab. In der Publikation wurden sie zwecks besserer Verständlichkeit in vier Abschnitte unterteilt.

Biografie der/des Erzählenden und ihre/seine Vorgeschichte im Bereich des zivilgesellschaftlichen Engagements;

Beschreibung, Ziele, Resultate und Zukunftsperspektiven des Projektes oder der Initiative;

Introspektion der interviewten Person: »Warum engagiere ich mich seit dem 7. Oktober?«, »Welche persönlichen Ressourcen ermöglichen es mir, Aktivistin/Aktivist zu sein?«

Empfehlungen für Lesende, die sich von den Interviewgebenden inspirieren lassen möchten.

Aufgrund des akuten Handlungsbedarfs waren alle Interviewten gezwungen, schnell – und anfangs ohne einen längerfristigen Plan – zu reagieren. Pragmatismus war und ist das ungeschriebene Motto aller Befragten.

Die im Zeitraum von Januar bis Mai 2024 für diese Publikation befragten 17 Personen wurden im Ergebnis einer monatelangen Recherche aus dem Kreis von mehr als 40 potenziellen Protagonistinnen und Protagonisten ausgewählt. Im Vorfeld der Interviews wurden folgende Auswahlkriterien festgelegt:

Schwerpunkt und Rahmen des zivilgesellschaftlichen Engagements.

Diversität hinsichtlich des familiären, kulturellen und religiösen Hintergrunds. Es sollten jüdische und arabische Israelinnen und Israelis, Säkulare und Religiöse zu Wort kommen.

Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen. Es wurden drei Generationen von Israelinnen und Israelis befragt. Die älteste Befragte war zum Zeitpunkt des Gespräches 69 Jahre alt, der jüngste 28.

Ausgewogenheit zwischen weiblichen und männlichen Interviewten: Es wurden neun Frauen und acht Männer interviewt.

Die Aussagen der Interviewgebenden stellen nicht meine persönliche Meinung, sondern ausschließlich ihre eigenen Meinungen dar.

Hinweis zur Transliteration:

Die Transliteration hebräischer Namen und Begriffe richtet sich in diesem Buch nach der deutschen Aussprache. Ausnahmen sind Begriffe, für die sich auch im Deutschen eine andere, meistens anglisierende Umschrift eingebürgert hat, beispielsweise Tel Aviv und Negev. Bei den Namen der Interviewgebenden wurde die von ihnen selbst



verwendete Schreibweise übernommen.



„Das Licht an Ende des Tunnels“

Anita Haviv-Horiner im Gespräch mit Daniel

Daniel: Was war das Erste, was dir vor rund vier Wochen, als das passiert ist, durch den Kopf gegangen ist?

Anita: Es hat Zeit gebraucht, bis wir verstanden haben, was passiert ist. Aber mir war schon relativ früh klar, dass dieses Massaker der Hamas das Schlimmste ist, was seit dem Holocaust dem jüdischen und dem israelischen Volk passiert ist. Und dass es eine Katastrophe darstellt, weil einfach viele Annahmen, auf denen unsere Existenz in Israel beruht, zutiefst erschüttert worden sind: Dass wir uns selbst verteidigen können, dass die Armee immer da ist, dass wir eine verantwortungsvolle Regierung haben. Diese Versprechen des Zionismus konnten an diesem schrecklichen 07. Oktober nicht eingehalten werden.

Daniel: Wie hat sich deine Welt seitdem verändert, Anita?

Anita: Meine Welt hat sich im Kleinen sehr verändert, weil meine Arbeit zum Stillstand gekommen ist. Meine persönlichen Pläne habe ich geändert. Ich hätte ins Ausland fahren sollen, aber ich habe beschlossen: „Jetzt bleibe ich in Israel.“ Ich bin unedlich wütend auf das Versagen dieser korrupten und rechtsextremen Regierung. Mir ist klar, was mir eigentlich auch schon vorher klar war: Dass Israel nicht ganz alleine seine Verteidigung garantieren kann. Und mir wurde bestätigt, was ich ohnehin schon immer gewusst habe, nämlich wer unsere Feinde sind. Damit meine ich die Hamas und auch die Hisbollah. Hinter beiden Terrororganisationen steht der Iran. Auch wenn ich vieles erahnt habe, stellen die Ereignisse eine totale Erschütterung meiner Welt dar. Und das geht nicht nur mir so. Wir sind in eine Art „kollektive Depression“ verfallen. Wenn man sich unter Freunden trifft, unterhält man sich nur über das Pogrom der Hamas, den Krieg und die Reaktionen im Ausland. Diese Themen füllen den gesamten emotionalen Raum. Man hängt an den Nachrichten.

Daniel: Das wäre nun auch genau meine Frage. Was kann man tun? Und wofür steht dieses Bild?

Anita: Es gibt auch Lichtblicke und darauf bezieht sich das Foto. Das Bild hat meine Kollegin Sabine Frank aufgenommen, als sie auf dem Acker gearbeitet hat. Wie so viele andere Menschen auch. Die israelische Zivilgesellschaft hat sich – im Gegensatz zu den staatlichen Behörden – innerhalb kürzester Zeit organisiert, um zu helfen. Das war auch bitter notwendig. Ungefähr 120.000 Israelis aus dem Süden und auch aus dem Norden sind evakuiert worden. Sie sind nun Flüchtlinge im eigenen Land. Es ist eine große Herausforderung, diese Menschen zu versorgen, sich um ihre Ernten zu kümmern. Sogar die Armee brauchte Hilfe. Pensionisten helfen jetzt mit, kugelsichere Westen zu produzieren. Die Protestbewegung, insbesondere die ehemaligen Offiziere,



die gegen Netanjahu demonstriert haben, kümmern sich um die Familien der Geiseln.

Daniel: Dafür steht das Bild.

Anita: Das Bild steht für das Thema Verantwortung übernehmen. Das machen die Menschen. Und sie sind dazu gezwungen, weil der Staat versagt hat. Sie engagieren sich und helfen. Zum Beispiel haben alternative Therapeuten zusammen mit Psychologen in einem Hochzeitssaal ein Zentrum eröffnet, in dem 12 Stunden am Tag Reflexzonen-Massage, Akupunktur, aber auch psychologische Beratung für die Überlebenden der Party angeboten wird. Der Ort dient den Traumatisierten gleichzeitig als Treffpunkt. Sie können dort herumspazieren und Therapien in Anspruch nehmen. Das ist ein Beispiel für die Großzügigkeit, Originalität und Kreativität der Hilfe. Diese sind typisch für die israelische Gesellschaft, das finde ich einfach großartig. Sie sind für mich das Licht am Ende des Tunnels.



„Auge um Auge bei der Blutabnahme“

In: WELT, 05.01.2016

<https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article150628881/Auge-um-Auge-bei-der-Blutabnahme.html>

Wer mich kennt, weiß, dass ich nach dem Aufwachen eine Ruine bin. Das ist noch eine starke Untertreibung. Ich kann weder denken noch irgendetwas Sinnvolles tun. Erst der Genuss von mindestens drei Tassen Espresso bringt mich auf die Beine.

Dieses Elend wurde heute Morgen noch durch die Tatsache verstärkt, dass ich wild entschlossen war, lang aufgeschobene Blutuntersuchungen endlich über mich ergehen zu lassen. Bekanntlich muss man sich dieser Tortur auf nüchternem – und daher auch kaffeelosem – Magen unterziehen.

Schlecht gelaunt wankte ich zum Auto und fuhr ins Labor. Dort nahm mich eine Frau im weißen Kittel mit einer riesigen Nadel in Empfang. Meine aufkommende Panik versuchte ich hinter einem – zu dieser grausamen Tageszeit – erzwungenen Lächeln zu verbergen. Dann stellte ich eine eigentlich harmlose Frage: "Wann werden die Resultate beim Arzt eintreffen?"

Wie aus der Pistole geschossen kam die Antwort der medizinischen Fachkraft: "*So Gott will*, morgen." Auch wenn die sich auf Gott beziehende Redewendung auf Hebräisch häufig zu hören ist, schien es mir doch etwas übertrieben, ihn für die Analyse meiner Blutwerte zu bemühen. Doch Hana – inzwischen hatte ich ihren Namen in Erfahrung gebracht – insistierte. "In diesem Land muss man bei allem, was man macht, 'So Gott will' hinzufügen. Man muss befürchten, erschossen zu werden, sobald man auf die Straße geht."

Nicht nur wegen meines geschwächten Zustands war mir nicht danach, die Diskussion zur Lage der Nation zu führen. Mir schwante, was jetzt kommen würde. Und die aufgeregte Frau fuchtelte auch noch wild mit der Nadel vor meiner Nase herum.

Der am 1. Januar von einem arabischen Israeli in Tel Aviv verübte Terroranschlag hatte nicht nur die Krankenschwester, sondern auch



viele andere jüdische Israelis entsetzt. Die allgegenwärtigen Bilder der beiden ermordeten jungen Männer, die unseren Kindern so sehr ähneln, rühren an zumeist verdrängte existenzielle Ängste. Auch an meine eigenen.

Doch gerade weil ich diese Furcht auch selbst verspüre, wollte ich mich der Unterhaltung entziehen oder sie zumindest in eine weniger explosive Richtung steuern. "Der Terrorist ist noch nicht gefasst", lautete mein ungeschickter Einwand. Ich hatte gehofft, dass wir zusammen über den Aufenthaltsort des flüchtigen Täters spekulieren könnten. Das ging daneben.

"Und was ist dann, wenn sie ihn fassen? Dann kommt er für einige Jahre ins Gefängnis und wird dann wieder entlassen", empörte sich Hana. Dann schob sie noch nach: "Ich verstehe das nicht, in der Thora steht doch alles geschrieben: Auge um Auge, Zahn um Zahn." Sollte ich ihr erläutern, dass ihre Interpretation des biblischen Zitats mit derjenigen vieler Antisemiten identisch ist? Dass sie in ihrer Aufregung eines der hartnäckigsten antijüdischen Vorurteile bedient?

"Ein Mensch, der einem anderen Menschen eine Verletzung zugefügt hat, wird von der Thora verpflichtet, die Verletzung finanziell zu entschädigen ... In keiner jüdischen Quelle ist die Rede davon, dass einem Menschen, der einem anderen – mit oder ohne Absicht – ein Auge ausgeschlagen hat, als Strafe dafür sein eigenes Auge ausgeschlagen werden soll. Es hat in der ganzen jüdischen Geschichte nie ein rabbinisches Gericht gegeben, das einem Menschen ein Auge ausgeschlagen hat als Strafe dafür, dass dieser einem anderen ein Auge ausgeschlagen hat", schreibt der bekannte Rabbiner David Bollag.

Da die Blutabnahme noch immer nicht erfolgt war, wagte ich es schon gar nicht mehr, meiner Peinigerin zu gestehen, dass die Bestrafung noch so grausamer Terroristen auch weiterhin in den Händen der Justiz liegen sollte. Ganz gegen meine Gewohnheit schwieg ich diplomatisch



und betete, dass Gott bald wollen würde, dass ich das Labor verlasse. Der Allmächtige schien mein stilles Flehen erhört zu haben, denn der Weißkittel stach mir endlich die Nadel in die Vene.

"Wir haben uns daran gewöhnt, neben dem Schrecken zu leben – vergessen aber nie, dass wir mit dem Schrecken leben", versuchte eine Freundin das ungemütliche Gefühl auf Facebook zu vermitteln. Jetzt kann ich zu Hause meinen Schrecken im dritten Espresso ertränken. Aber so richtig munter werde ich heute wohl nicht, außer wenn Gott das so will.



„Fehl am Platz und doch am richtigen Ort“

Originaltitel und Originalfassung des bei ZEIT ONLINE erschienenen Textes: „Jom Kippur: Das Volk Israel lebt“, 29.09.2015:

<https://www.zeit.de/kultur/2015-09/yom-kippur-israel-optimismus-lebensgefuehl-10nach8>

Letzte Woche war Jom Kippur, der jüdische Tag der Versöhnung. Als überzeugte säkulare Israelin habe ich weder gefastet noch gebetet. Beides liegt mir fern, doch dieses Jahr holte mich die Stimmung dieses Feiertages ein, stärker als sonst.

Meine Freundin Chaya hat mich am Vorabend des Festes zu einem Konzert gezerrt, das ich aus freien Stücken niemals besucht hätte. Der Anlass unseres Treffens war ihr Geburtstag, und so hatte ich es ihr überlassen, die künstlerische Untermalung für unsere Begegnung auszuwählen. Meinen großzügigen Verzicht auf Mitsprache bereute ich schon bald, denn ihre Wahl fiel auf den Großen Tisch (*Tisch hagadol* auf Hebräisch) von Moshe Lahav. Meine Freundin ist sehr religiös. Und versprochen ist versprochen.

Der Name des Events kokettiert mit dem Begriff des *Rebbetisch* und ist schwer zu übersetzen: Das jiddische Wort *Tisch* bedeutet wie im Deutschen "Tisch" und wird genauso geschrieben. Das Wort *Rebbe* steht für den chassidischen Rabbiner, der eine Gruppe von Getreuen um sich schart. Ein Rebbetisch ist allerdings nicht das Möbelstück, welches das Esszimmer des Rabbiners ziert. Der Rebbetisch repräsentiert vielmehr eine alte Tradition, nach der sich die Chassidim am Hofe ihres Rebbes treffen, um gemeinsam mit ihm zu speisen. Nicht das gemeinsame Mahl steht bei dieser geselligen Zusammenkunft im Vordergrund, sondern die Interpretationen von biblischen Texten aus dem Munde des Weisen. Dabei wird nach guter chassidischer Manier getanzt und gesungen.

Es beruhigte mich einigermaßen, dass unser Rebbetisch im Zappa Club in Herzliya stattfinden würde. Erstens musste ich nicht weit fahren und zweitens kannte ich das Lokal bereits – sonst eher eine Pilgerstätte für säkulare Hedonisten wie mich.



Moshe Lahav, der Rebbe des musikalischen Abends, betrat die Bühne. Er trug keine Kippa, also konnte mir Chaya beruhigend ins Ohr flüstern: "Er ist kein orthodoxer Jude." Dennoch erschien mir der Auftakt des Abends nicht besonders vertrauens-erweckend. Das Repertoire bekannter Schnulzen wurde abgespult. Das sind in Israel nicht unweigerlich Liebeslieder, viele der Hits sind patriotischen Inhalts, und manche wenden sich auch direkt an den lieben Gott. Einer trägt den betrüblichen, doch wahrheitsgetreuen Titel *Ich habe kein anderes Land, auch wenn meine Erde brennt*. Die Stimmung war ausgelassen. Selbst der alte Herr an unserem Tisch verrenkte sich dermaßen, dass ihm die Kippa beinahe vom Kopf fiel. Seine Ausgelassenheit war umso erstaunlicher, als er und seine Frau vor Beginn der Schnulzenorgie sich schweigend gegenüber gesessen hatten, vertieft in von zu Hause mitgebrachte Bücher.

Viele der verschiedenen jüdischen "Stämme" der israelischen Gesellschaft, die im Alltag auf Kollisionskurs miteinander stehen, waren an diesem Abend im Zappa Club vertreten. Das Spektrum umfasste streng Orthodoxe, Nationalreligiöse und Abtrünnige wie mich. Alle gaben sich im friedlichen Nebeneinander dem vertrauten Kitsch hin. Ein Tisch scharte sich um den Modedesigner Yuval Caspi, einem der ersten Prominenten des Landes, der sich offen zu seiner Homosexualität bekannt hatte. Später am Abend sang er die Vertonung eines Gebets. Die Herren mit der schwarzen Kopfbedeckung klatschten, als hätten sie kein Problem mit Schwulen. Und sie hörten sogar Frauen beim Trällern zu. Ich erinnerte mich daran, dass vor wenigen Monaten ein Skandal entbrannt war, weil orthodoxe Offiziere bei einem musikalischen Auftritt von Soldatinnen demonstrativ den Raum verlassen hatten.

Die lockende Stimme des Weibes hätte sie schließlich auf unkeusche Gedanken bringen können.

Wegen der kuscheligen Atmosphäre im Zappa Club blendete ich meine Wut aus, so viel ungewohnter Nächstenliebe wollte ich mich nicht



verweigern. Also stimmte ich lauthals in Texte ein, die mir sonst niemals über die Zunge gegangen wären. Unweigerlich wurde irgendwann das bekannte *Am Israel Chaj* (*Das Volk Israel lebt*) gespielt, und die Menge tobte. Nach all den Katastrophen, die das jüdische Volk befallen hat, ist seine Existenz, ob in Israel oder in der Diaspora, wahrlich keine Selbstverständlichkeit. Mir ging durch den Kopf, dass dieses uns eingehämmerte Mantra mich tatsächlich immer noch berührte, obwohl es Premierminister Netanjahu für seine Zwecke missbraucht hatte. Doch hatte mir der Meister im Schüren von Ängsten das Lied mies gemacht.

Reflexartig fiel mir beim Schunkeln der Facebook-Post einer jungen Israelin ein: "*Am Israel Chaj*, aber es zahlt einen hohen Preis dafür" Wie wahr. Nicht nur, dass hier die meisten jungen Menschen mehrere Jahre ihres Lebens der Armee opfern, danach müssen sie auch noch für ein Mindestmaß an Lebensqualität einen absurd hohen Preis bezahlen. Wie war das nochmal? Hatte uns die Thora nicht ein Land versprochen, in dem Milch und Honig fließen? Weit gefehlt. Mein Sohn, zum Beispiel, ist ein gut verdienender Computerexperte, dennoch kann er sich kein Eigenheim leisten und die Mietpreise sind unverschämte hoch. Auch diese Schieflage haben wir den Prioritäten des phrasendreschenden Netanjahu zu verdanken.

Wie dem auch sei, ich beschloss, mir an diesem Abend nicht die Stimmung von König Binyamin verderben zu lassen und stürzte mich ins Gemenge. Meine Freundin, die mir anfangs immer wieder besorgte Blicke zugeworfen hatte, entspannte sich zusehends und verfiel wie die meisten Besucher in Ekstase.

Als Moshe Lahav nach einem besonders kitschigen Song über Jerusalem seinem Publikum offenbarte, dass er aus der konfliktreichen Hauptstadt in die Blase Tel Aviv geflüchtet sei, begann sogar ich, die Hüften zu seinem Gesang zu schwingen.

Beim Rausgehen stellten wir fest, wie viel sprühende Lebensfreude und Optimismus in uns Israelis immer noch steckt, obwohl wir wahrlich



keinen Grund dazu haben. Und ich dachte, dass der so oft totgesagte israelische Schmelztiegel trotz aller Widrigkeiten doch noch hin und wieder kräftige Lebenszeichen von sich gibt.

Mein Kollege Yossi, dem ich am folgenden Tag von meinem Erlebnis erzählte, meinte nur lakonisch: „Ein wenig Optimismus an Yom Kippur kann nie schaden“. Und ich dachte, dass auch er wohl nach Hoffnung lechzt, so wie ich auch, sozusagen als Kontrastprogramm zur aktuellen „Politik der Verzweiflung“, wie der Schriftsteller David Grossman, sie so akkurat bezeichnet hatte. Grossmann ist übrigens der Rebbe der israelischen Linken, im heutigen Israel ist sein Tisch allerdings sehr schlecht besucht.

An diesem Abend im Zappa Club habe ich kurz einen Hoffnungsschimmer verspürt. Beim Abschied wünschte ich Chaya ein leichtes Fasten, worauf sie mild lächelnd antwortete: "Das muss ich dir wohl nicht wünschen."

Womit wir wieder beim Thema wären.



„Heute“

In: NU Jüdisches Magazin für Politik und Kultur, Ausgabe Nr. 57 (3/2014):

<https://nunu.at/artikel/heute/>

Heute dürfte ich einen sehr schlechten Tag haben. Ich freue mich über die patriotischen Schlagzeilen des Blattes *Israel Hayom*, denen ich sonst wahrlich nicht zugeneigt bin. Das ist mild ausgedrückt, sehr mild. Aber es kommt noch schlimmer: Heute will ich einfach nicht die Artikel der von mir so geschätzten liberalen Tageszeitung *Haaretz* lesen. Heute brauche ich einfach Trost, auch wenn ich weiß, dass er trügerisch ist. Heute habe ich meine 78-jährige Mutter angerufen, um meine geplante Reise nach Wien abzusagen. Ich wollte an ihrem Geburtstag bei ihr sein. Sie war in Panik, weinte nur und weigerte sich standhaft, ihren obsessiven Nachrichtenkonsum zu reduzieren. Doch ich kann nicht ins Ausland fahren, während meine beiden Kinder in einem unter Raketenbeschuss stehenden Israel sind. Auch wenn sie erwachsen sind.

Gestern, noch vor wenigen Wochen, am 8. Juli fand die von Haaretz veranstaltete Friedenskonferenz statt. Gestern fühlte ich mich aufgehoben unter Israelis und Israelinnen, die so denken wie ich, die die nationalistisch ausgerichtete Regierungspolitik und den immerwährenden Siedlungsbau ablehnen und darin eine Gefahr für Israel sehen. Plötzlich spürte ich physisch die Kluft zwischen mir und der Mehrheit der Israelis noch stärker als sonst.

Der Schriftsteller David Grossman hielt eine inspirierende Rede, in der er forderte, „die Parteien der Verzweiflung“ durch eine „Regierung der Hoffnung“ abzulösen, denn – so der Schriftsteller: „Wir, die wir schon sehr viele Jahre um Frieden bitten, werden aber auch weiterhin hartnäckig auf Hoffnung bestehen. Auf einer realistischen, nüchternen Hoffnung, die nicht aufgibt. Der bewusst ist, dass sie für uns – Israelis wie Palästinenser – die einzige Chance ist, die Schwerkraft der Verzweiflung zu überwinden.“ Die Ikone Grossman wurde mit Standing



Ovations für diesen Aufruf belohnt. Ich konnte nicht aufhören zu klatschen.



*Israelische und palästinensische Friedensaktivisten/innen der
NGO The Parents Circle Families Forum in Tel Aviv*

Aus meiner Euphorie holte mich am späten Nachmittag der Sirenenalarm in Tel Aviv. Das Ende der Veranstaltung wartete ich nicht ab, sondern fuhr geradewegs nach Hause. Ich wollte vermeiden, mich in der Dunkelheit in den Straßengraben werfen zu müssen. So hoffnungsvoll war ich nun doch wieder nicht. Seitdem ist so viel passiert, Krieg, Zerstörung, Hass ...

Die israelische Autorin Zeruya Shalev, die selbst vor Jahren bei einem Terroranschlag verletzt worden ist, schreibt in der Zeit: „... schließlich hat der Konflikt lange vor der Besatzung und vor den jüdischen Siedlungen angefangen, wie könnte man dann hoffen, dass er aufhört, wenn endlich die Besatzung aufhört und die Siedlungen aufgelöst werden.“ Ihrer Frage kann, darf und will ich mich als Israelin nicht entziehen. Niemand, der sich mit dem Nahostkonflikt beschäftigt, sollte diese Tatsache jemals aus den Augen verlieren. Doch aus ihrer Schlussfolgerung höre ich wieder die Stimme der israelischen



Verzweiflung, welche die Verantwortung für die eigenen Fehler verdrängt, nur die Schuld der anderen Seite thematisiert. „Solange die Palästinenser nicht bereit sind, die Anwesenheit der Juden in Eretz Israel zu akzeptieren, wird es keinen Frieden geben“, so erklärt Shalev ihr gebrochenes Herz. Ein Satz, und es öffnet sich wieder eine Kluft für mich.

Dann fallen mir die Tränen meiner Mutter wieder ein. Sie hat nicht nur geweint, weil sie ihre einzige Tochter jetzt nicht sehen kann. Sie hat Angst. Angst vor den gewalttätigen anti-israelischen Demonstrationen, vor der Stimmung in Europa. So ist das bei Holocaust-Überlebenden, die verdrängten existenziellen Ängste kommen hoch, die Vergangenheit holt die Gegenwart ein. Und mich holt der Schmerz meiner Mutter ein.

Gleich steigen in mir wieder Zweifel hoch. War es richtig, den Rechtsruck der israelischen Gesellschaft in Interviews für deutsche Medien anzuprangern? Gebe ich damit den Menschen, die meiner Mutter Angst machen, Munition? Eine Freundin sagte mir vorwurfsvoll: „Im Krieg hätte ich nicht darüber geredet – und schon gar nicht in Deutschland.“

Meine patriotische Tochter sieht mich als realitätsfremde Pazifistin an. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit hält sie mir eine israelische Fahne unter die Nase. Sie weiß, dass ich weder Flaggen noch Hymnen mag, nicht einmal die meines Landes. Und schon gar nicht in Zeiten wie diesen...

Doch sie irrt sich. Ich bin nicht naiv, mir ist klar, dass Israel bedrohliche Feinde hat, nämlich radikale Islamisten und ihre Organisationen. Da ist es klar und einfach. Der Vertreter einer deutschen Organisation wollte mich einmal davon überzeugen, dass es bei Hamas auch gemäßigte Strömungen gäbe. Hamas mag zwar hin und wieder pragmatisch agieren, doch gemäßigt kann eine menschenverachtende und offiziell Israels Auslöschung anstrebende Organisation in meinen Augen nie sein. Dem Luxus solch einer Verharmlosung habe ich mich nie hingegeben.



Ein aus Deutschland stammender Freund stellte – wie er meinte – gelassen fest, ich würde mit diesem Text die geläufigen „gutmenschlichen“ Meinungen in Europa bedienen. Seine Kritik nehme ich nicht auf die leichte Schulter, denn diese Befürchtung hege ich selbst.

„ Hamas hin oder her, aus meiner bescheidenen Perspektive steht das Leid der zivilen Opfer auf palästinensischer Seite in keinem Verhältnis zu den Opfern Israels“, schrieb eine Deutsche auf Facebook. Tja, so einfach kann das sein. Zu ihrer Bescheidenheit kann man sie nur beglückwünschen. Nuancen mögen viele enthusiastische Israel-Kritiker gerade in Europa nicht. Warum sollten sie das auch? Von der gemütlichen Couch in Berlin aus darf man schwarz-weiß sehen.

Viele Israelis ertragen Nuancen auch nicht. Denn diese gehen Hand in Hand mit Selbstkritik. Die ist schmerzlich, wenn man so viele Opfer für seinen Staat gebracht hat. Ich versuche und zwingen mich zu differenzieren, dabei verwirre ich mich selbst am meisten. In diesem kontroversen Monolog kann ich nur versuchen, mir selbst treu zu bleiben, den zwei, drei, vier Israelinnen, die in mir streiten.

Morgen ist heute gestern. Doch das Szenario wird sich nicht ändern und meine Zerrissenheit auch nicht.



„Wie Hamas mich dieses Mal besiegen konnte“

In: DIE WELT, 22.08.2014:

<https://www.welt.de/kultur/article131509262/Wie-Hamas-mich-dieses-Mal-besiegen-konnte.html>

Ich gebe es zu: Mich hat Hamas besiegt. Sehr gerne kann sich Chalid Maschal in der von ihm so heiß herbeigesehnten Siegerpose in mein Wohnzimmer stellen, und ich schwenke die weiße Fahne. Er braucht dafür auch keinen Tunnel zu graben, am besten lasse ich ihn zur Tür rein und dann – Klick, Klick, Klick. Nach der gelungenen Fotosession spendiere ich ihm einen Espresso mit viel Milchschaum.

Was kann man schon von einer Wiener Kaffeehausjüdin erwarten, auch wenn sie seit 35 Jahren im Land der neuen Hebräer und Hebräerinnen lebt? Um mich hat die israelische Kampfbereitschaft einen Bogen gemacht, sie ist direkt auf meine Tochter übergesprungen.

Meine Bibel ist eben nach wie vor "Die Tante Jolesch" von Friedrich Torberg. Wie oft – eigentlich bei jeder vom Iron Dome abgeschossenen Hamas-Rakete – dachte ich in diesen Wochen an den legendären Spruch der Tante: "Gott soll einen hüten vor allem, was noch ein Glück ist."

Hamas hat wochenlang meinen Radius auf die Fahrt zum Meer und wieder zurück nach Hause beschränkt. Dadurch habe ich mir lange Fahrtzeiten und Benzin gespart.

Jetzt bin ich soweit, dass ich selbst Brötchen backe, ein Vorzeichen des drohenden Untergangs ... Mein Sohn hat sich – in seiner grenzlosen Nächstenliebe – als einziger Abnehmer für meine Semmeln breitschlagen lassen. Sein Vater kaut – aus Solidarität und zwecks Aufrechterhaltung der guten diplomatischen Beziehungen in der Familie – mit Leidensmiene an meinen kulinarischen Experimenten. Meine Tochter hingegen leistet heftigen und unüberwindlichen Widerstand, genauso wie in unseren politischen Diskussionen. Hamas hat meine sonst unstillbare Neugier auf Bücher in eine Lesewut für Kriegsberichterstattung verwandelt. Hamas hat mich dieses Jahr gezwungen, meine geplante Sommerfrische in Österreich abzusagen. Hamas hat mich dazu gebracht, mich auf Facebook mit einer mir



unbekannten Deutschen zu streiten, deren Bagatellisierung der als Regierung verkleideten Terrororganisation mein Blut in Wallung gebracht hatte. Das habe ich noch nie gemacht, ich erkenne mich selbst nicht wieder. Es ist mein fester Vorsatz, es bei diesem einmaligen Ausrutscher bleiben zu lassen. Hamas hat mich sogar dazu gezwungen, Diskussionen mit politisch rechtsstehenden israelischen Freunden zu meiden, aus Rücksicht auf ihre Sorge um die in Gaza kämpfenden Kinder und weil ich mit ihnen bangte. Und mit den Linken bin ich sowieso einer Meinung.

Aber es kommt noch viel schlimmer. Hamas hat mich dermaßen in die Knie gezwungen, dass ich Netanjahus Haus-und-Hof-Zeitung "Israel Hayom" verzweifelt nach Artikeln durchforstet habe, die überzeugend sein könnten. Selbst das war mir nicht vergönnt. Der König trägt jeden Tag weniger Kleider. Also hielt ich mich wieder an die deprimierenden, doch leider realitätsnahen Texte von "Haaretz". Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich mir wünsche, die Welt in Schwarz-Weiß zu sehen. So wie viele Israelis, die immer noch glauben, dass militärische Macht alleine den Konflikt mit den Palästinensern lösen kann.

So wie viele Menschen in Europa, die sich als Schiedsrichter in einem Kampf zwischen David und Goliath sehen. Wenn es ganz krass wird, schüttet man das Kind mit dem Bade aus und zweifelt eben mal Israels Existenzrecht an.

Warum denn nicht? Schließlich soll Israel ja die größte Gefahr für den Weltfrieden sein. Dabei ist das jetzige Israel die größte Gefahr für Israel. Den Weltfrieden bedrohen so manche anderen ... Meinen einzigen Trost – außer der Entdeckung des Backens – finde ich in den Reden und Texten von David Grossman. Er ermutigt mich – inmitten des ganzen Chaos – die Hoffnung nicht aufzugeben. Ich hänge an seinen Lippen, denn dann fällt mir wieder ein, dass ich eine israelische Linke bin, die in der Tat nicht bereit ist, die Hoffnung aufzugeben. Gerade jetzt nicht. Hamas hat mich besiegt – in dieser Runde.



„Schock am Morgen – jeden Morgen“

In: Blog der Frankfurter Allgemeinen Zeitung „Ich. Heute. 10 vor 8.“, 28.11.2014:
<https://blogs.faz.net/10vor8/2014/11/28/schock-morgen-jeden-morgen-3129/>

Es ist nicht leicht, dieser Tage als Israelin aufzuwachen. Noch bevor ich meinen ersten Kaffee getrunken habe, lese ich in Haaretz einen Artikel des früheren Mossad-Chefs Shabtai Shavit. Er warnt, dass zum ersten Mal die Zukunft des zionistischen Projektes infrage stehe. Dann ruft mich ein Freund, ein israelischer Journalist, an, mit dem ich täglich die besorgniserregende Lage der Nation bespreche. Ein großer Fehler, das vor dem ersten Kaffee zu tun.

Auch sonst kein Optimist teilt er mir kurz und bündig mit: „*Es ist vorbei*“. Damit meint er die Zukunft unseres Landes als demokratischen und jüdischen Staat, denn das israelische Kabinett hat nach einer hitzigen Debatte einen Gesetzentwurf auf den Weg gebracht, der darauf abzielt, die Verankerung des Charakters Israels als „Nationalstaat des jüdischen Volks“ zu stärken. Das Papier sieht unter anderem vor, dass der jüdische Charakter Israels per Gesetz festgelegt wird und das jüdische Recht einen höheren Stellenwert in der Gesetzgebung des Landes erhält. Kurz und gut: Mehr jüdisch und weniger demokratisch. Obwohl nicht sicher ist, dass dieser Entwurf durchkommen wird, stellt allein seine Existenz einen Schandfleck auf der ohnehin nicht weißen Weste Israels dar. Er ist nämlich unverhüllt darauf ausgerichtet, die arabische Minderheit des Landes zu diskriminieren. Ich kann es nicht wirklich fassen, schon gar nicht auf leeren Magen.

Aber Benjamin Netanyahu will die nächsten Wahlen gewinnen und eine noch stärker rechtsgerichtete Koalition bilden, dafür wird er wohl den Staat Israel in die Katastrophe führen dürfen. Seine Wiederwahl sollte dem Volk Israel diese Bagatelle doch wert sein. Es lebe König Binyamin. Obwohl sein Vater Historiker war, scheint der Premierminister nicht viel aus der jüdischen Geschichte gelernt zu haben. Der Ex-Mossad-Mann Shabtai Shavit dagegen hat sie umso mehr im Blick: „Ich bin besorgt, weil ich sehe, dass die Geschichte sich wiederholt. Die israelische Nation galoppiert blind in einen Zeittunnel,



zurück zu der Ära von Bar Kochba und seinem Krieg gegen das Römische Reich. Das Ergebnis dieses Konflikts war die nationale Existenz im Land Israel mehrere Jahrhunderte, gefolgt von 2000 Jahren des Exils“, so die Warnung des ehemaligen Mossad-Chefs.

Ich glaube, viele Israelis sind nicht blind, sondern geblendet von ihren eigenen Ängsten, die ich auch selbst empfinde: Der Iran droht unverhohlen mit Vernichtung; bedrohlich ist die Hamas im Süden, Hisbollah im Libanon, ISIS in Syrien, der Antisemitismus in Europa. Der Terroranschlag auf die Synagoge in Jerusalem in der vergangenen Woche und die Bilder der blutbefleckten Gebetsschale haben sich hier in die Seelen der Menschen eingebrannt. Die Berichterstattung von CNN über diese Gewalttat auch. Der Sender hatte zunächst die Meldung “4 Israelis, 2 Palästinenser tot in Jerusalem” eingeblendet, als ob es sich um einen Verkehrsunfall gehandelt hätte. Dann verwechselte er die Synagoge mit einer Moschee.

Das kommt bei Israelis nicht gut an. Die Parolen und Provokationen der Rechten, die nicht nur auf der Straße, sondern auch im Parlament undemokratisch agiert, dagegen umso mehr. Viele Israelis klammern sich an die Rattenfänger vom Jerusalem, dabei gilt es gerade jetzt, Koalitionen mit gemäßigten Kräften in der arabischen Welt zu schaffen. Wie lautete das kluge Motto der Habsburger: “Mögen andere Kriege führen, du, glückliches Österreich, heirate.“ Auf solch gesunden Pragmatismus setzt man in Israel in den letzten Jahren nicht, wozu auch? Es sind ohnehin alle gegen uns.

Apropos Habsburger: Meine in Wien lebende Mutter rief mich gerade an. Sie erzählt mir, dass sie meinen Sohn, ihren Enkel, ermuntert hat, Israel zu verlassen. Das hat sie nicht getan, weil der israelische Pudding in Berlin billiger ist als in Tel Aviv. Die etwas außer Rand und Band geratenen Demonstrationen gegen Israel in Europa haben sie überzeugt. Holocaustüberlebende, wie meine Mutter eine ist, sind sehr empfindlich, wenn das Existenzrecht des jüdischen Staates lautstark



und schamlos infrage gestellt wird. Die Parolen werfen sie in ihre stets präsente Vergangenheit zurück.

Nachdem ich dieses wenig erbauliche Gespräch hinter mich gebracht habe, wende ich mich meiner Tochter zu. Es ist ja immer noch früh am Morgen. Ich wünsche ihr einen schönen Tag, wohl wissend, dass sie auch heute mindestens 12 Stunden arbeiten wird. Sie ist Polizistin und – dank der mit Begeisterung zündelnden Pyromanen auf allen Seiten – im Dauereinsatz. An einen Berufswechsel denkt sie zu meinem Leidwesen nicht, an ihrem Gehalt kann ihre Loyalität nicht hängen.

Das alles musste ich heute vor dem heiß ersehnten Espresso ertragen. Für eine seit 33 Jahren in Israel lebende Kaffeehausjüdin eigentlich eine nicht zumutbare Situation. Aber das scheint ja niemanden zu interessieren. Also kümmere ich mich um mich selbst und trinke endlich den köstlichen Kaffee. Drei Tassen, damit ich zu mir komme. Aber warum will ich eigentlich zu mir kommen? Denke ich noch und fahre in die Pilates-Stunde.

Auf der Fahrt ins Studio teilt mir Justizministerin Tzipi Livni im Radio mit, dass das die arabische Minderheit diskriminierende Nationalstaats-Gesetz keinesfalls durchkommen wird. Sie wird das zu verhindern wissen. Auch Staatspräsident Rivlin lehnte den unseligen Gesetzesentwurf öffentlich ab. Ist vielleicht doch nicht alles vorbei?

Die Trainerin verkündet: “Heute machen wir Gleichgewichtsübungen. Vielleicht finden wir ja unser Gleichgewicht wieder”, fügt sie mit salbungsvollem Unterton in der Stimme hinzu. Ihre treuen Schülerinnen verstehen sofort und antworten mit einem resignierten kollektiven Seufzer. Weitere Erklärungen sind nicht erforderlich, wir leben ja in Israel. Shoshie machte ihre Drohung wahr und quält uns mit komplizierten Balanceakten. Während einer an Akrobatik grenzenden Pose, die bei mir in einer Bauchlandung endet, fällt mir erst die Parallele zwischen der Pilates-Stunde und meiner gegenwärtigen Realität auf. Ich stelle sogar meine Kaffeesucht infrage, ein äußerst radikaler Schritt für eine k.u.k.-Anhängerin. Doch der von den Folgen des Arabischen



Frühlings und von den israelischen Rechten erschaffene 'Neue Nahe Osten' verlangt eher nach Beruhigungstabletten, wenn nicht nach Antidepressiva – jedenfalls nicht nach Koffein. Ich freue mich schon jetzt aufs Einschlafen und hoffe, dass ich heute Nacht nicht vom heutigen, sondern vom gestrigen Israel träume.



„Galyas Frage“

In: NU Jüdisches Magazin für Politik und Kultur, Ausgabe Nr. 058 (4/2014):

<https://nunu.at/artikel/galyas-frage/>

Eine Psychologin, die sonst im Rahmen einer Gruppe meine Träume analysiert, fragte mich am Telefon: „Hast du eigentlich schon jemals darüber nachgedacht, warum du im Krieg so viel geschrieben hast? Wieso inspirieren dich friedlichere Zeiten nicht?“

Wie immer hatte Galya ins Schwarze meiner Seele getroffen. Sofort ging ich geknickt in mich und stellte mir selbst die Frage, mit der die Therapeutin mich – in genauer Kenntnis meiner anscheinend etwas verkorksten Psyche – konfrontiert hatte.

Eigentlich war mir diese Tatsache schon selbst aufgefallen. Doch mir hatte es genügt, mich auf den Lorbeeren für meine über den Gaza-Krieg publizierten Texte auszuruhen. Außerdem erschien mir nach dem heißen Sommer die Normalität banal. Worüber sollte ich schon schreiben? Über den Alltag? Wie kann ich ausländischen Lesern, selbst meinen jüdischen Freunden, die Israel oft besuchen, diese Ruhe nach dem Sturm vermitteln? Wir Israelis sind so erprobt darin, zur Tagesordnung überzugehen, weil selbst Konflikt und Krieg für uns schon zur Routine gehören. Der heiße Sommer des Gaza-Krieges wird im Alltag verdrängt, wohl wissend, dass die nächste Runde um die Ecke auf uns wartet. Die Medien kündigen uns nach jeder Eskalation erneut an, dass es beim nächsten Mal noch viel schlimmer kommen wird.

Mein Freund Micky kommentierte diesen in Europa wohl undenkbaren Zustand mit dem ihm eigenen Humor: „Ich bin optimistisch, der nächste Krieg kommt bestimmt.“ Diesen Fatalismus hat uns die Politik der letzten Jahre eingetrichtert. Premierminister Netanyahu ist ein Meister im Schüren der – im wilden Nahen Osten durchaus berechtigten – existenziellen Ängste vieler Israelis. Damit gewinnt er seit langen Jahren Wahlen, obwohl er wahrlich keinen innen- oder gar außenpolitischen Erfolg vorweisen kann und Israel immer mehr in die internationale Isolation führt.



Zum Glück hat der Sohn meines Nachbarn wenige Wochen nach dem Ende des Gaza-Krieges geheiratet. Das rauschende Fest holte mich zurück auf den Boden des „Niemandlandes unserer Normalität“, wie es der Journalist Asher Schechter nannte. „Der Krieg ist vorbei, Israel kann nun wie immer den Krieg ignorieren“, lautet der Titel seines Artikels in der Tageszeitung *Haaretz*.

Die Hochzeit riss mich aus meiner Schreiblethargie. Schon das Setting war inspirierend. Als ich in den riesigen Garten eintrat, glaubte ich mich in Hollywood. Dort war ich zwar noch nie, doch genauso stelle ich es mir vor. Außerdem entsinne ich mich der Seifenoper *Reich und schön*, die für meine Tochter und mich jahrelang gemeinsame „Quality Time“ darstellte. Auch dort schwebten perfekt geschminkte Frauen über den gepflegten Rasen oder saßen auf spielerisch verteilten Bänken, während unsichtbare Kellner den Gästen Drinks in die Hände zauberten. Dieses filmreife Tableau bewunderte ich in einem von idealistischen Pionieren gegründeten Kibbuz.

„Aaamerika“. Wenn Israelis „Aaamerika“ sagen – mit der langen Betonung auf dem „A“ – ist es ein Synonym für Schlaffenland. Dort gibt es ja bekanntlich auch keine Kriege.

Unter der Chuppa, dem Traubaldachin, wurde es eng, die Brautleute, ihre Eltern, Großeltern und der Rabbiner lächelten die zahlreichen Gäste unter dem symbolischen Dach an. Israelis und auch Israelinnen lieben die Familie und das Kollektiv, letzteres auch gerne ohne die sozialistischen Ideale der Gründergeneration.

Der Rabbiner verkündete die zentrale Botschaft jeder jüdischen Hochzeit: „Nun gründet ihr eine neue Familie und seid damit der Garant für die Kontinuität des jüdischen Volkes.“ Dieser verantwortungsvollen Aufgabe wollte sich der Bräutigam nicht entziehen, deshalb zerbrach er ein Glas im Gedenken an die Zerstörung des Tempels durch die Römer. Die jüdische Erinnerung an Kriege geht eben sehr weit zurück, auch –



und gerade – bei Familienfeiern.



Die Chuppa, der jüdische Traubaldachin

Allerdings pochte die junge Generation nach der salbungsvollen Zeremonie durch lautes Singen auf das Hier und Jetzt. Im Saal ging die Party weiter. Das bekannte Repertoire israelischer Schnulzen wurde abgespult. Das sind in Israel nicht nur Liebeslieder, viele der Hits sind patriotisch, und manche wenden sich auch direkt an den lieben Gott. Ein Song trägt den betrüblichen, doch wahrheitsgetreuen Titel „Ich habe kein anderes Land, auch wenn meine Erde brennt“. Wie immer bei israelischen Hochzeiten fiel mir auf, wie grenzenlos ausgelassen und voll sprühender Lebensfreude die Stimmung war. Als ob viele der anwesenden jungen Menschen – einschließlich des Bräutigams – nicht erst vor wenigen Wochen in Gaza gekämpft hätten, als ob es kein Gestern und kein Morgen gäbe.

Die Rückkehr zur israelischen „Normalität“ schärfte wieder meinen durch den Krieg getrübbten Blick für die Dissonanzen des „friedlichen“ Alltags. So beobachtete ich den aus Äthiopien stammenden jungen



Kellner, der am Dessertbuffet hinter einem Berg von Schlagsahne fast verschwand. Im Gegensatz zur Hochzeitsgesellschaft schaute er traurig drein. Experten bezeichnen die Armen des Landes dezent als das „zweite Israel“. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass an diesem Abend nur dem „ersten Israel“ zum Feiern zumute war.

Als weiteren Höhepunkt des Festes führten die frisch Vermählten auf drei riesigen Leinwänden ihren Hochzeitsfilm vor. Sie hatten die lustige Idee gehabt, sich selbst als Rückschau haltendes altes Paar darzustellen. Ihre Selbstinszenierung spiegelte die Lebensläufe vieler junger Menschen in Israel wider.

Rachel und Avi kennen sich seit ihrer Schulzeit. Eines ihrer gemeinsamen Erlebnisse war die Klassenfahrt nach Auschwitz, die durch das Schild „Arbeit macht frei“ diskret im Film angedeutet wurde. Schließlich wollte man die gute Stimmung nicht verderben, das Thema ganz auszublenden erschien der Regie aber offenbar auch nicht richtig. Danach konnte man die Brautleute in ihren Armeeuniformen bewundern. Der Beitrag zur Sicherheit des Landes wurde als ein zentraler Meilenstein ihrer Biografien hervorgehoben. In der nächsten Szene jammerten die beiden Alten, wie schwierig es in ihrer Jugend gewesen sei, neben dem Studium immer Vollzeit gearbeitet zu haben. Auch keine Seltenheit für junge Menschen in Israel.

Beim Abschied gab mir die Oma der Braut noch eine Dosis biografischen Geschichtsunterricht mit auf den Heimweg. *„Als wir in den 50er-Jahren aus dem Irak nach Israel eingewandert sind, hatten wir nichts. Wir hausten in Baracken. Heute haben wir alles, was wir brauchen. Doch das Einzige, was zählt, sind die Kinder.“*

Ohne es zu wissen, paraphrasierte die alte Dame Ephraim Kishon, der selbst eine Weisheit aus der Thora aktualisiert hatte: „Israel ist ein Land, in dem die Väter saure Trauben gegessen haben, damit die Kinder gesunde Zähne bekommen.“ Ich fragte mich, ob die junge Generation



– trotz aller Lebenslust – eigentlich nicht auch noch recht saure Trauben verzehren muss.

Als ich zu Hause meinem Sohn diesen Text vorlas, dekonstruierte er ihn Stück für Stück mit dem seinen Eltern vorbehaltenen ironisch-toleranten Lächeln: „*Das sind doch nur deine Projektionen. Wie kannst du wissen, dass die Tanzenden den Krieg verdrängt haben? Warum bist du dir eigentlich so sicher, dass der Kellner betrübt war? Hast du ihn etwa gefragt?*“ „*Nein, habe ich nicht*“, musste ich der Wahrheit halber zugeben... Schon wieder die Psychologie... Tja, es ist eben einfacher zu versuchen, sich in die Seele anderer hineinzusetzen, als auf Galyas schmerzliche Frage eine Antwort zu finden.

Außerdem muss ich mich der unbequemen Bohrerei jetzt nicht mehr stellen. Denn mein Freund Micky hat leider recht behalten: Nur wenige Wochen nach dem Krieg im Süden ist die nächste Eskalation schon eingetreten... Sie könnte in der Tat noch schlimmer werden als die vorherige, denn diesmal wird in Jerusalem gezündelt. Dem Niemandsland der israelischen Normalität sind beängstigend enge Grenzen gesteckt und Aaaaamerika rückt immer mehr in die Ferne... – nicht nur geografisch.



„Loving What Is“

"Loving what is" trichtert mir Byron Katie in ihrem gleichnamigen Buch ein. Die Amerikanerin hat mir schon über manche Lebenskrise hinweggeholfen, auch in Israel.

Aber ich gebe zu, dass es in den letzten Wochen etwas schwieriger als sonst scheint, zu lieben, was ist.

Eckhart Tolle, ein anderer Guru der New-Age-Philosophie, propagiert in seinem Buch „JETZT“ die *„Kraft der Gegenwart“*. Leider kann ich mich heute nicht für die Idee erwärmen.

Also wende ich mich hilfesuchend dem israelischen Radio zu. Letzteres holt mich rasch auf den unter meinen Füßen wankenden Boden der Realität zurück. Die Begleitmusik zu der Sendung bilden nämlich die alle paar Minuten erfolgenden Warnungen *„Raketenalarm in Ashdod“*, *„Raketenalarm im Kibbutz Kfar Aza“*, *„Raketenalarm in Ashkelon“*... Mir scheint, der israelische Rundfunk veranstaltet Fortbildungen zum Thema *„Wie lege ich mir eine Grabesstimme zum Verkünden der unfrohen Botschaft zu?“*

Mein Lieblingsmoderator Rasi Barkay befragt eine Psychologin, wie wir denn am besten die Herausforderung des sich in die Länge ziehenden Krieges meistern sollen. Die Expertin empfiehlt uns zu lernen, in der Ungewissheit zu leben. Dieser Ansatz bestimmt ohnehin unseren Alltag, hiermit stellt er aus meiner Sicht keine Maßnahme zur therapeutischen Selbsthilfe dar.

Das nächste Item berichtet von einem kleinen Mädchen, das schon zum dritten Mal wegen der Hamas-Raketen aus seinem Kibbuz im Süden fliehen muss und sich bei seiner Mutter erkundigt, für wie viele Tage die Familie Kleider einpacken soll. Wenn das keine Ungewissheit ist?

Doch kein Grund zum Verzagen, ganz im Gegenteil. Die Psychologin kommentiert diese Geschichte mit der Feststellung, dass nur aus der Fähigkeit, im Unbekannten auszuharren, kreative Lösungen entstehen. Wer vorgefertigte Antworten hat, rennt mit dem Kopf gegen die Wand, erklärt sie dem skeptischen Journalisten. Das will ich keineswegs tun, schließlich sind meine Wände nicht aus Gummi.



Albert Einstein hat diesen Gedanken schon vor langen Jahren so genial auf den Punkt gebracht, wie nur er es vermochte: „*Die Definition von Wahnsinn ist, immer wieder das Gleiche zu tun und andere Ergebnisse zu erwarten.*“ Ich frage mich, wie der Zionist Einstein die israelische Politik der letzten Jahre einschätzen würde...

Für Eckhart Tolle könnte mein Land ein wahres Paradies sein. Unsere Entscheidungsträger agieren ausschließlich im Hier und Jetzt. Von Strategie keine Spur, selbst Taktik scheint ihnen eine zu langfristige Planung abzuverlangen. Aber vielleicht irre ich mich und sehe die Genialität hinter der Phrasendrescherei nicht. Einig sind sich fast alle: die Terrororganisation steht vor dem Nichts, ihre Lage ist schon ganz katastrophal.

Das wird mir schon seit Wochen versprochen. Diese Verheißung leite ich an meine in Wien lebende Mutter weiter. Sie wiederum liebt keineswegs, WAS ist. Die Nachrichten aus meinem Land gefallen ihr nicht, sie war immer schon etwas eigensinnig.

JETZT setze ich mich regelmäßig ihrer mit dem unverkennbar ungarischen Akzent vorgebrachten Kritik aus: „*Du hast Dich schon wiedääääär geirrt!!!*“

Wieso denn ich? Soll sie sich doch an unseren Außenminister wenden. Er hat mir Freitagabend in einem Interview wieder mal versichert, dass es endgültig an der Zeit sei, Hamas definitiv und in alle Ewigkeiten zu bezwingen, nach dem Motto: „*Was mit Gewalt nicht geht, geht mit noch mehr Gewalt.*“

Aha, JETZT verstehe ich endlich. Und die Frage nach dem „WIE“? Mit solchen banalen Details geben wir uns im Heiligen Land nicht ab. Gott wird uns schon helfen, einige meiner Mitbürger haben ja einen direkten Draht zu ihm.

Premierminister Netanyahu liebt auch nicht, WAS JETZT ist, z.B. die aggressive öffentliche Kritik, die er von seinen Koalitionspartnern einstecken muss. Das hat er uns recht entnervt in einer Pressekonferenz mitgeteilt, es hat gar nicht souverän geklungen - trotz des bestimmten Tons in seiner radiofonen Stimme. Vielleicht tröstet ihn



ja die verständnisvoll leisetretende Opposition über diese herbe Enttäuschung hinweg.

Aber es ist ja nicht so, als ob alles unklar wäre. Jetzt weiß ich zum Beispiel, dass ein Projekt an dem ich drei Monate gearbeitet habe, abgesagt worden ist. Denn Hamas ist - entgegen vieler Prognosen - noch nicht eingeknickt. Was meint denn Tolle zu solch einer Misslage: *“Was immer der gegenwärtige Moment enthält, nimm es an, als hättest Du es selber so gewählt.“* „Das habe ich aber nicht“, regt es sich trotzig in mir. Die Sturheit liegt wohl in der Familie... Aber Loving What Is, no matter what....

23.08.2014



Meine Mutter



„Wunder in Jerusalem“

In: „NU Jüdisches Magazin für Politik und Kultur“, Ausgabe 01/2017

Es kommt nicht oft vor, doch manchmal habe sogar ich - bekennende Nichtanhängerin der Heiligen Stadt - Erfolgserlebnisse in Jerusalem. Solch ein Wunder passierte letzte Woche. Früh morgens irrte ich auf den Straßen unserer Hauptstadt herum, auf der verzweifelte Suche nach einem Espresso.

Es verschlug mich zum King David Hotel, das auf eine illustre Vergangenheit zurückblicken kann.

1946 hatte die jüdische Untergrundorganisation „Irgun“ den Südflügel des ehrenwerten Gebäudes mit sprengstoffgefüllten Milchkannen in die Luft gejagt, um der britischen Mandatsmacht wirkungskräftig den Weg zurück nach London zu weisen.

Heute beherbergt die Edel-Absteige alle wichtigen Gäste, die unser kleines Land besuchen. Und es sind derer Viele.

So auch an diesem Tag. Schwarze Limousinen und mehrere Polizeiautos blockierten die Einfahrt. In meinem benebelten - quasi schlafwandlerischen Zustand - kümmerten mich das Blaulicht und die Sirenen wenig, unverdrossen setzte ich meinen Weg fort. Doch weit sollte ich nicht kommen: ein breitschultriger Sicherheitsbeamter baute sich vor mir, und schnauzte mich laut an:

"Stehenbleiben, glaubst du die Anderen warten hier zum Vergnügen?" Eingeschüchtert stelle ich mich in eine Reihe neben meine geduldigen Co-Passanten. Die gleiche Szene wiederholte sich wenige Sekunden später in noch rauerem Ton in Richtung einer anderen Person, die an der Warteschlange vorbeigehen wollte.

In diesem Moment - auch ob des akuten Koffeinentzuges - war es um meine Autoritätshörigkeit geschehen. Den überraschten Ordnungshüter fuhr ich an, er solle seine lebensrettende Aufgabe unter Bewahrung minimaler Höflichkeitsregeln erfüllen.

Er musterte mich mit streng zusammengezogenen Augenbrauen, dreht sich dann zu den Anderen um, und versicherte ihnen plötzlich ganz freundlich: "Es dauert sicher nur noch zwei Minuten".



Seit diesem denkwürdigen Tag sehe ich Jerusalem mit ganz neuen Augen.



Monolog zum Dialog: Deutsch-israelische Beziehungen



„Wenn der Geduldsfaden kürzer wird“

Wo Verständnis endet, Grenzen sich verschieben und der Dialog seine Unschuld verliert

Von Anita Haviv-Horiner

Seit über dreißig Jahren arbeite ich in der politischen Bildung mit Schwerpunkt österreichisch/deutscher-israelischer Dialog. Für mich stellte diese Arbeit immer einen zentralen Teil meiner Lebenshaltung dar. Mein berufliches Leben habe ich dem Versuch gewidmet, Brücken zu bauen und Räume zu schaffen, in denen Menschen einander begegnen – Menschen, die sich sonst nur aus Medienberichten, stereotypen Vorurteilen oder historischen Feindbildern kannten. Mein Ausgangspunkt war über Jahrzehnte hinweg von einem klaren Grundvertrauen geprägt: Ein Gespräch ist fast immer möglich, wenn beide Seiten bereit sind, einander zuzuhören und die Perspektive des anderen zumindest wahrzunehmen.

Über Jahrzehnte hinweg sah ich meine Hauptaufgabe darin, Komplexität greifbar und aushaltbar zu machen. Die Realität lässt sich selten in einfache Schablonen oder schnelle Wahrheiten pressen. Es war mein Anliegen, Israel nicht auf den Nahostkonflikt und Europa nicht auf die Perspektive der Shoah oder des Antisemitismus zu reduzieren.

In vielen Seminaren, Workshops und Podiumsdiskussionen habe ich erlebt, wie Vorurteile bröckeln, sobald abstrakt konstruierte Feindbilder auf konkrete Personen treffen. Es war eine Zuversicht, die sich aus der täglichen Praxis nährte und die mich auch in schwierigen Phasen trug.

In meinen Veranstaltungen ging es nie darum, fertige Antworten mitzugeben. Ziel war immer, Denk- und Diskursräume zu öffnen. Wenn Teilnehmende mit mehr Fragen nach Hause gingen als sie mitgebracht hatten, war das für mich ein Zeichen gelungener Arbeit. Doch diese Methodik setzt eine gemeinsame Basis voraus: das Zugeständnis, dass die eigene Perspektive unvollständig sein könnte.

Heute blicke ich oft mit Ernüchterung auf diese Erfahrungen. Ich sehe deutlicher als früher, wie fragil diese Räume der Begegnung in Wahrheit immer waren. In einem Online-Workshop gegen Antisemitismus sagte ich kürzlich einen Satz, den ich früher so nicht formuliert hätte: „Bevor wir über Argumente und Gesprächstechniken sprechen, müsst ihr euch eine grundsätzlichere Frage stellen: Mit wem wollt ihr überhaupt noch sprechen – und mit wem nicht mehr?“

Im digitalen Konferenzraum wurde es daraufhin still. Dieser Satz war keine Provokation und kein spontaner Impuls, sondern das Ergebnis meiner Erfahrungen der letzten Jahre. Denn nicht jedes Gespräch verdient die Bezeichnung Dialog.

Der 7. Oktober 2023 war für Israel eine Katastrophe und für mich persönlich ein



Schock, der gewohnte Gewissheiten entzog. Ebenso irritierend war jedoch die Reaktion in Teilen der westlichen Öffentlichkeit, an Hochschulen, in Kulturinstitutionen und in sozialen Medien: Anstatt dass die gezielte Gewalt an Zivilisten Mitgefühl und Solidarität auslöste, folgten rasch Relativierungen, Umdeutungen und Täter-Opfer-Umkehrungen.

Noch bevor die Opfer beerdigt waren, wurde das Geschehen in politische Raster gepresst. Das Leid der Zivilbevölkerung im Gazastreifen ist real und tragisch – das steht außer Frage. Ebenso ist Kritik an der Führung und Kriegsführung der israelischen Regierung legitim und notwendig. Verstörend war für mich jedoch, wie schnell das Mitgefühl für die israelischen Opfer, die vergewaltigten Frauen, die getöteten Kinder und die verschleppten Geiseln in vielen Debatten verschwand oder gar als störend empfunden wurde.

Seit 2023 merke ich, dass mein Geduldsfaden kürzer wurde. Ich breche Diskussionen heute früher ab als früher. Manchmal habe ich einfach nicht mehr die Energie oder den guten Willen, mich mit absurden Aussagen auseinanderzusetzen.

Reagiere ich dünnhäutiger oder hat sich der Debattenraum so stark polarisiert, dass Differenzierung kaum noch Platz hat?

Die politische Bildungsarbeit steht seit diesem Einschnitt vor völlig neuen Herausforderungen. Es geht nicht mehr nur darum, Vorurteile abbauend zu wirken, sondern überhaupt erst wieder eine gemeinsame Gesprächsgrundlage herzustellen. In vielen Runden stelle ich fest, dass der Wunsch nach einfachen Antworten dramatisch zugenommen hat. Differenzierung wird von vielen als Ausflucht oder als Mangel an Haltung empfunden. Das erschwert die pädagogische Praxis erheblich.

Man trifft zunehmend auf Gesprächspartner, deren Weltbild vollständig immunisiert ist gegen Gegenargumente oder Korrekturen. In solchen Situationen dränge ich nicht mehr auf ein konstruktives Gespräch. Ich habe gelernt, verantwortungsvoll mit meinen eigenen Energien umzugehen.

Der Wandel beschränkt sich nicht auf mein berufliches Leben. Er hat auch mein privates Umfeld verändert. Freundschaften sind zerbrochen, weil ich das völlige Unverständnis für meine Lebenswirklichkeit nicht mehr aushalten konnte. Das gilt für Menschen in Europa, die Israel einseitig die Schuld am Konflikt geben. Aber ebenso für Israelis, deren politische und religiöse Werte im fundamentalen Gegensatz zu meinem Verständnis von Demokratie und liberaler Gesellschaft stehen. Ich möchte nicht länger so tun, als ließen sich solche Gegensätze ausblenden, indem man sagt: „Reden wir einfach nicht über Politik.“

Die politische Debatte der Gegenwart wirkt oft wie eine Zange, die differenziertes Denken von zwei Seiten unter Druck setzt. Auf beiden Seiten dominieren vereinfachte



Narrative, die keine Nachfragen dulden.

Auf der einen Seite stehen Positionen, die Israel ausschließlich in ein vereinfachtes Schema von Täter und Opfer pressen. Bei einer Fachkonferenz in Berlin erlebte ich ein Panel zu palästinensischen Perspektiven – ein an sich wichtiges Thema. Allerdings blieben dort Falschbehauptungen im Raum stehen, etwa dass Israel in seiner Geschichte noch nie einer Zweistaatenlösung zugestimmt habe oder dass die Hamas von Israel gegründet wurde.

Als eine Journalistin im Publikum schließlich aufstand und dafür dankte, dass hier endlich „die Wahrheit“ gesagt werde, zeigte das die Schieflage. Nicht nur deklarierte sie Desinformation als Mut. Sie schob noch nach: „In Deutschland werden sonst solche kritischen Stimmen zum Schweigen gebracht!“ Wenn historische Fakten keine Rolle mehr spielen und durch Vorurteile ersetzt werden, verliert jedes Gespräch seine Grundlage. Wer historische Zusammenhänge ausblendet, konstruiert ein Narrativ, das mit der Wirklichkeit vor Ort wenig zu tun hat.

Auf der anderen Seite steht eine Haltung, die auch nicht weiterhilft: Das Verteidigen jeder Regierungsentscheidung in Israel. Diese Form der reflexhaften Solidarität duldet keine Nachfragen und keinen kritischen Blick auf das Handeln des Staates. Diese Haltung polarisiert wie auch die pauschale Ablehnung Israels durch die Gegenseite.

Wer mit Israel verbunden ist, kann die Entwicklungen im Inneren des Landes nicht ignorieren. Demokratische Institutionen stehen unter Druck, der Ton im öffentlichen Diskurs ist scharf und aggressiv geworden. Wer die Regierungspolitik kritisiert, wird schnell als illoyal oder als Feind im Inneren eingeordnet. Aus verbaler Schärfe ist stellenweise Gewaltbereitschaft entstanden. Demonstrierende, die für die Freilassung der Geiseln oder für den Erhalt demokratischer Standards auf die Straße gehen sowie regierungskritische Medienschaffende, werden angegriffen und bedroht. Diese Realität zu verschweigen, schützt Israel nicht. Sie schwächt diejenigen, die sich vor Ort für Demokratie und Rechtsstaatlichkeit einsetzen.

Ein besonders heikles Thema betrifft die Debatten innerhalb der jüdischen Communitys in der Diaspora – ob in Wien, Berlin, Paris oder New York. Hier erlebe ich immer wieder Stimmen, die von Israel ein kompromissloses Durchgreifen fordern. Es wird nach maximaler Härte verlangt, nach militärischen Lösungen ohne Zugeständnisse und ohne Raum für diplomatische Kompromisse.

Diese Haltung ist oft von einer erstaunlichen Distanz zur Realität geprägt. Man fordert Härte ein, ohne selbst oder mit den eigenen Kindern die Konsequenzen tragen zu müssen. Es sind nicht die eigenen Söhne und Töchter, die im Gazastreifen oder an der Nordgrenze im Kampfeinsatz stehen. Es sind nicht die eigenen Familien, die bei Sirenengeheul in Schutzräume rennen oder monatelang als Reservisten von ihren Arbeitsplätzen und Familien getrennt sind.



Diese Form der „Liebe zu Israel“ halte ich für unverantwortlich und weltfremd. Sie ignoriert die tatsächlichen Belastungen und Risiken der Menschen vor Ort.

Es ist ein deutlicher Unterschied, ob man die politischen und militärischen Entscheidungen eines Staates als Staatsbürger mitträgt, dessen eigenes Leben und das Leben der eigenen Kinder unmittelbar davon betroffen sind, oder ob man dies aus der sicheren Distanz einer europäischen Metropole heraus tut. Diese Diskrepanz muss offen angesprochen werden, wenn der Diskurs ehrlich bleiben soll.

In europäischen Debatten begegnen mir daher regelmäßig Verhaltensmustern, die das Verständnis und auch das Vermitteln der komplexen Lage erschweren. Auf der einen Seite stehen Beobachter, die Israel aus sicherer Distanz heraus belehren. Sie verteilen Noten und geben Ratschläge, ohne die existenzielle Bedrohungslage des jüdischen Staates aus eigener Anschauung zu kennen.

Auf der anderen Seite stehen Akteure, die aus der Ferne Härte einfordern, ohne selbst die Konsequenzen zu tragen. Beide Haltungen teilen dieselbe Schwäche: Sie betrachten den Konflikt als theoretisches Modell oder als Spielfeld für die eigene Haltung, nicht als reale Bedrohung für konkrete Menschen.

Wer lange im Frieden lebt, neigt manchmal dazu, Konflikte für bloße Missverständnisse zu halten, die sich durch guten Willen und Moderation lösen ließen. Doch das greift zu kurz. Der Wunsch nach Frieden darf nicht mit der Realität verwechselt werden. Frieden ist kein Selbstläufer; er setzt voraus, dass Regeln eingehalten und Grenzen verteidigt werden.

Europa hat nach 1945 Institutionen geschaffen, um Konflikte durch Verhandlungen und rechtliche Regelungen zu lösen. Das ist eine große Errungenschaft. Doch diese Erfahrung verleitet manchmal zu der Annahme, dass alle Konflikte weltweit nach demselben Muster gelöst werden können.

War der deutsch-israelische Dialog oder der österreichisch-israelische der letzten Jahrzehnte umsonst? Nein. Aber Fakten und Argumente erreichen nur diejenigen, die bereit sind, eigene Annahmen zu hinterfragen. Wo diese Bereitschaft fehlt, bewirken Argumente wenig.

Ich mache weiter mit der Bildungsarbeit, aber mit verändertem Blick. Dialog ist kein Selbstzweck, wenn er nur dazu dient, Konflikte zu überspielen oder Falschaussagen zu legitimieren.

Dass mein Geduldsfaden kürzer geworden ist, akzeptiere ich als eine Tatsache. Ich kämpfe dagegen nicht mehr an und habe nicht einmal ein schlechtes Gewissen. Es gibt Situationen, in denen Grenzen wichtiger sind als „Dialog“.

Erfolg messe ich nicht daran, ob ich jemanden überzeuge. Es reicht, wenn für die



Dauer einer Begegnung ein Raum entsteht, in dem Menschen einander zuhören und Widersprüche aushalten. Wo diese Bereitschaft vorhanden ist, lohnt sich der Einsatz weiterhin.

Ein kürzerer Geduldsfaden bedeutet nicht, dass man sich aus der Verantwortung zurückzieht. Es bedeutet, dass man seine Energie auf diejenigen Formate und Menschen konzentriert, bei denen ein echter Austausch möglich ist. Es geht darum, die Räume zu schützen, in denen Differenzierung kein Schimpfwort ist, sondern die Voraussetzung für die Begegnung.



„Grenzen-los? Persönliche Erfahrungen im deutsch-israelischen Dialog“

Auszug aus dem einleitenden Text zu der von der Bundeszentrale für politische Bildung herausgegebenen Publikation „Grenzen-los? Deutsche in Israel und Israelis in Deutschland“, Bonn 2017: [file:///C:/Users/smamit/Downloads/1744_Grenzen-los_Leseprobe%20\(2\).pdf](file:///C:/Users/smamit/Downloads/1744_Grenzen-los_Leseprobe%20(2).pdf)

Ich bin 1960 in Wien als Tochter von Holocaustüberlebenden zur Welt gekommen. Obwohl Österreich sich auch aktiv an der Judenvernichtung beteiligt hatte, assoziierte ich in meiner Jugend in erster Linie Deutschland mit dem Massenmord, der die großen Familien meiner Eltern fast ganz ausgelöscht hatte. So kam es, dass ich, solange ich in Wien lebte, Deutschland nie besuchte.

Während meiner Schulzeit wurde mir die Mitschuld meines Heimatlandes an der Schoah immer klarer. Diese Erkenntnis veranlasste mich, Österreich 1979 zu verlassen. Ich wanderte in Israel ein. Das war für mich persönlich die logische Konsequenz aus dem Schicksal meiner Eltern. So wohl ich mich in Wien bis heute fühle, habe ich die Stadt verlassen, da ich nicht in demselben Land leben wollte, in dem mein Vater 15 Jahre vor meiner Geburt aus dem Konzentrationslager Mauthausen befreit worden ist. Dazu stehe ich auch heute.

Israel ist das Land, das mir ein Zuhause gegeben hat, nachdem meine Familie in jeder Generation aus ihrem jeweiligen Herkunftsland in Europa vertrieben worden ist.

Paradoxerweise bin ich erst in der neuen Heimat zum ersten Mal Deutschen begegnet. Meinen beruflichen Werdegang begann ich im Museum der Jüdischen Diaspora. Dort moderierte ich Workshops für deutsche Jugendliche und Erwachsene. Bis heute erinnere ich mich daran, wie sehr mich ihre Sprachfärbung befremdete. Immer wieder fiel mir das in Wien so oft gehörte Wort »Piefke« ein, eine in Österreich umgangssprachlich verwendete, meist abwertend gemeinte Bezeichnung für Deutsche. Als ich überlegte, warum ich diese reflexartige Assoziation hatte, wurde mir bewusst, dass ich den Klang mit Nazideutschland assoziierte. »Wohin auch immer das israelische Auge blickt, sieht es die Schatten der Nazis«, schreibt Gad Yair in



seinem auf Hebräisch erschienenen Buch »Die Deutschen – ein israelisches Porträt«.

Mit der Zeit erkannte ich, wie irrational meine Reaktionen waren, und beschloss, mich nicht länger von ihnen leiten zu lassen. Ich traf mithin die bewusste Entscheidung, und eine solche war es, offen auf die Deutschen, denen ich begegnete, zuzugehen. Meine neu gewonnene Identität als Israelin ermöglichte es mir, diesen Schritt auch umzusetzen, und verhalf mir zu einem freieren und normalen Umgang mit ihnen.

Diese Annäherung gestalte sich allerdings als ein langsamer, nachgerade sehr langsamer Prozess. »[...] in jeder Geschichte, so persönlich sie auch sein mag, [steckt] die blutige Vergangenheit, jenes schreckliche Loch, in das man unvermeidlich hineinblicken, jedoch nicht unbedingt hineinfallen muss«, schreiben Norbert Kron und Amichai Shalev (2015, S. 15). Damit beschreiben sie auch treffend den Wandlungsprozess, den ich selbst durchgemacht habe.

Als ich Deutschland 1990 zum ersten Mal als Mitglied einer israelischen Delegation des Bildungsministeriums besuchte, war ich überrascht, wie vertraut es mir war.

Ein Jahr später moderierte ich zusammen mit der inspirierenden und leider viel zu früh verstorbenen Pädagogin Ursula Pfender (1950–2009) einen Workshop in Berlin. Dort hörte ich die Lebensgeschichten der Teilnehmenden, ihre Auseinandersetzung mit der Geschichte ihrer Familie. Besonders bewegte mich die Erzählung einer jungen Frau, die den Kontakt zu ihrem geliebten Vater völlig abgebrochen hatte, nachdem sie aus der Zeitung über seine Nazivergangenheit erfahren hatte. Da ich auch eine sehr innige Beziehung zu meinem Vater hatte, konnte ich ihren Schmerz gut nachvollziehen. Allerdings war meine eigene Öffnung nicht nur von positiven Erfahrungen, sondern auch von verletzenden Begegnungen geprägt.

Diese standen immer in direktem Bezug zum Nahostkonflikt. Es ist in meinen Augen vollkommen legitim, dass Deutsche die Politik Israels kritisieren, vorausgesetzt, dass diese auf einer fundierten und multiperspektivischen Auseinandersetzung mit der Realität, der ich



mich stellen muss, beruht. Allerdings habe ich des Öfteren den Eindruck, dass dies nicht immer der Fall ist, sondern viel eher die Sehnsucht nach dem berüchtigten Schlussstrich hinter der harschen und Zusammenhänge ignorierenden Verurteilung Israels steht. Esther Schapira beschreibt dieses Phänomen in dem Buch »Israel ist an allem schuld« mit folgenden Worten: »Menschen, die weder über militärisches Wissen noch über existenzielle Erfahrungen verfügten, in denen ein solches Wissen nötig war, wussten ganz genau, das alles, was Israel tat, falsch und unverhältnismäßig war.« (Hafner/Schapira 2015, S. 11)

Diesen Eindruck habe auch ich öfter in Diskussionen mit deutschen Multiplikatorinnen und Multiplikatoren gewonnen. Deshalb habe ich lange gezögert, meine Kritik an der israelischen Regierungspolitik der letzten Jahre auf Deutsch öffentlich auszusprechen, denn ich hegte die Befürchtung, vereinnahmt zu werden.

Doch heute sehe ich meine Vorträge und Workshops über die israelische Realität – so, wie ich sie wahrnehme – als Chance. Denn sie ermöglichen es mir, den deutschen Zuhörenden zu vermitteln, dass die Realität wesentlich komplexer ist, als der Blick von außen sie zumeist wahrnimmt. Das bedeutet keineswegs, problematische und beunruhigende Entwicklungen wie die Auswirkungen der Besatzungspolitik auf die palästinensische und auch die israelische Gesellschaft schönzureden. Es geht mir darum, zu erklären, warum Israelis – übrigens zu Recht – Angst haben. Islamistische Organisation wie Hamas und Hisbollah bestreiten das Existenzrecht meines Landes. Angst ist ein miserabler Ratgeber, insbesondere, wenn sie von vielen Entscheidungsträgern Israels systematisch geschürt wird. Das beweist in meinem Augen der Rechtsruck der israelischen Gesellschaft. Doch entsteht diese beunruhigende Entwicklung vor dem Hintergrund existenzieller Gefahren, die Deutsche seit 1945 zu wenig kennen, um ihre emotionale Tragweite erfassen zu können.

So kommt es in meinem Innern zu einem Wechselspiel zwischen Erweiterung und Verengung von Grenzen, das mein Engagement für die israelische-deutsche Verständigung auch heute noch prägt. Denn ich kann und will mein berufliches Engagement nicht von meiner



Familiengeschichte trennen. Im Grunde genommen ist sie der Motor, der hinter vielen meiner Projekte der politischen Bildung steht. Durch den Austausch lerne ich, meine eigenen Vorbehalte kritisch unter die Lupe zu nehmen, doch impliziert diese Aussage keineswegs, dass meine inneren Grenzen ganz gefallen sind. Es gibt immer wieder Rückschläge, die von mir intensive Arbeit erfordern, um diese wieder Stein für Stein abzubauen.

So bildet das Bekenntnis zur Existenz sich konstant wandelnder Grenzen die Grundlage für meine Arbeit; ich sehe es als die Voraussetzung für eine konstruktive und ehrliche Kommunikation auf Augenhöhe.

Zur Entstehung der Publikation

Der Sozialpsychologe Harald Welzer definierte Grenzen in der Fernsehsendung »Kulturzeit« folgendermaßen: »Wenn ich eine Grenze habe, dann habe ich eine klare Definition von innen und außen. Und dann habe ich auch eine relativ klare Vorstellung, ob diese Grenze zwischen innen und außen eine durchlässige oder eine hermetische sein soll. Das heißt, die Definition nach innen geht immer einher mit der Definition: Was ist außen? Wer ist zugehörig, wer ist nicht zugehörig?« Diese Beschreibung fokussiert auf dem universalen Aspekt des Themas Grenzen. Doch scheint mir, dass ihnen im deutsch-israelischen Kontext zudem eine besondere und partikulare Bedeutung zukommt. »Das Verhältnis zwischen unseren Ländern wird für immer ein besonderes sein. Im Wissen um das Geschehene halten wir die Erinnerung wach. Mit den Lehren aus der Vergangenheit gestalten wir gemeinsame Zukunft. Das ist deutsch-israelische Normalität [...]«, sagte der deutsche Staatspräsident Johannes Rau 2000 in der Knesset, dem israelischen Parlament. Stimmt diese Aussage heute noch oder ist sie verjährt?

Der Titel der vorliegenden Publikation drückt Fragestellungen aus: Können die vom Schatten der Schoah geschaffenen Grenzen zwischen Deutschland und Israel gänzlich überwunden werden? Sollte es überhaupt unser Bestreben sein, diese hinter uns zu lassen?



Die Doppeldeutigkeit des Wortspiels »Grenzen-los?« beschreibt ein Spannungsfeld im deutsch-israelischen Dialog: Einerseits besteht der Wunsch, Grenzen zu überwinden – nur so kann sich ein Gespräch entwickeln, das Annäherung und Empathie ermöglicht und so die Basis für gegenseitigen Respekt schafft. Andererseits setzen Annäherung und Einfühlungsvermögen ein Gegenüber, mithin gleichsam ein Nichtidentisches, dem man sich annähern und in das man sich einfühlen kann, und damit auch notwendig Grenzen voraus.

Durch meine Arbeit hatte ich intensiven Kontakt mit Deutschen, die in Israel leben, und mit Israelis, die ihren Lebensmittelpunkt nach Deutschland verlegt haben. Es fiel mir auf, dass diese beiden Gruppen mit unterschiedlichen Grenzerfahrungen konfrontiert sind. Daher reizte es mich immer mehr, den damit zusammenhängenden Fragen im Gespräch mit Menschen nachzugehen, die aus unterschiedlichen Beweggründen ihr Herkunftsland Deutschland bzw. Israel verlassen und sich im jeweils anderen Land für einen bestimmten Zeitraum oder ganz niedergelassen haben. Folgende Fragestellungen interessierten mich besonders: Welche mit der Vergangenheit und mit der Gegenwart verbundenen Assoziationen lösen »Grenzen« bei den Befragten aus; überwiegen Unterschiede oder Ähnlichkeiten? Welche Gründe haben sie zu ihrem Umzug bewogen? Stoßen sie an Grenzen? Wenn ja, sind es die eigenen oder die der anderen? Wie gestaltet sich ihre eigene Identität in der gewählten Umgebung?

So entstand die Idee zu der vorliegenden Publikation, in der geografischen, metaphorischen, sichtbaren und unsichtbaren Grenzen nachgegangen wird.

Zu den Interviews

Kriterien für die Auswahl der Interviewten

Die Interviewten sind Deutsche, die in Israel leben, und Israelis, die in Deutschland leben.

Da eine Teilgruppe in »Heimat. Vielleicht« aus jüdischen Deutschen, die in Israel eingewandert waren, bestand, wurden jetzt Deutsche, die nicht aus jüdischen Familien stammen, ausgewählt. Zwei der Befragten



sind zum Judentum übergetreten. Welche Rolle dieser Schritt für ihre Biografien spielt, ist ein Leitthema ihrer Erzählungen.

Manche Befragten hatten bzw. haben ihren Lebensmittelpunkt nur für einen bestimmten Zeitraum ins jeweils andere Land verlegt, andere stellen dies als eine auf Dauer angelegte Lebensentscheidung dar. Bei der Auswahl der Interviewgebenden waren folgende Kriterien wichtig:

- Diversität hinsichtlich des familiären, generationsbedingten und biografischen Hintergrunds der Befragten;
- Diversität der geografischen Räume;
- Selbstperzeptionen und -darstellungen in sozialen, kulturellen und religiösen Aspekten;
- Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen;
- unterschiedliche Beweggründe für die Migration (Partnerschaft, Studium, Arbeit);
- Ausgewogenheit zwischen weiblichen und männlichen Interviewten.

Profil der Interviewgebenden

Die in dieser Publikation versammelten 16 Interviews – jeweils acht pro Teilgruppe – sind Resultat einer monatelangen Recherche. Die Interviews wurden zwischen März und August 2015 geführt. Sie stellen den Erfahrungshorizont und die Lebenssituation der Interviewgebenden zum Zeitpunkt der geführten Gespräche dar und konnten eventuelle Änderungen danach nicht berücksichtigen.

Das Spektrum auf deutscher Seite umfasst die Lebensgeschichten von:

- einem jungen Mann, der wegen seines Freundes nach Israel gekommen ist;
- einer in der DDR aufgewachsenen und mit einem arabischen Israeli verheirateten Mutter zweier Kinder;
- einem Freiwilligen mit türkischem Migrationshintergrund, der ein soziales Jahr in Haifa absolviert;
- einem zum Judentum übergetretenen, mit einer orthodoxen Jüdin verheirateten Wissenschaftler;



- der Beauftragen der »Aktion Sühnezeichen Friedensdienste« in Israel;
- einer seit 1972 in Israel lebenden und zum Judentum übergetretenen Architekturdozentin;
- einer seit 1989 in Israel tätigen Journalistin;
- einer in Jerusalem lebenden gläubigen Christin, die ihr Leben Holocaustüberlebenden gewidmet hat.

Auf israelischer Seite sind die Erzählungen von acht Befragten festgehalten. Es sind dies:

- eine Schriftstellerin, die sich in Deutschland mit ihrer Auseinandersetzung zum israelisch-palästinensischen Konflikt profiliert hat;
- ein Musiker, der sich nicht mehr mit der Vergangenheit auseinandersetzen möchte;
- ein in Hamburg ansässiger arabischer Israeli, der sich in Israel benachteiligt gefühlt hat;
- eine 72-jährige Pädagogin, die sich im jüdisch-christlichen Dialog engagiert hat;
- der 80-jährige Gründer der Jüdischen Gemeinde in Marburg, der seit zwanzig Jahren in Deutschland lebt;
- ein Student, der sich in Regensburg mit antisemitischen Erfahrungen konfrontiert sah;
- eine orthodoxe, aus den USA stammende Jüdin, die ihrem deutschen Mann nach Deutschland gefolgt ist;
- eine 30-jährige ehemalige Kibbuzbewohnerin, die den ihr zu anstrengend gewordenen Anforderungen des Lebens in Israel entfliehen wollte.

Unter den Befragten gibt es ein Ehepaar und ein homosexuelles Paar, die jeweils Erfahrungen in beiden Ländern gesammelt haben und damit besonders interessante Einblicke zum Thema des Buches gewähren können.

Meine Eindrücke und Gedanken zu den geführten Gesprächen



Lebensgeschichtliche Interviews durchzuführen, ist eine sehr schöne, herausfordernde und manchmal auch komplexe Erfahrung, die ich für die pädagogische Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen ausdrücklich empfehlen kann. Aus diesem Grund beschreibe ich an dieser Stelle meine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke während des Arbeitsprozesses.

Es war mein Ziel, eine offene und vertrauensvolle Atmosphäre, die Freiräume und Denkpausen einschloss, für das Interview zu schaffen. Daher habe ich den Gesprächspartnerinnen und -partnern im Vorfeld zugesichert, dass sie Anspruch auf Anonymität haben und der Text nur nach ihrer Autorisation veröffentlicht werden würde. Sechs der sechzehn Gesprächspartnerinnen und -partner nahmen das Angebot auf Anonymität in Anspruch, ihre Interviews erscheinen unter einem Pseudonym.

Meine Rolle sah ich als diejenige einer ZuhörerIn, die in keiner Weise werten wollte.

Alle Interviewten reagierten mit erstaunlicher Offenheit und Ehrlichkeit. Sie gewährten nicht nur Einblicke in ihr persönliches Leben, erzählten von der Beziehung zu ihren Eltern und skizzierten ihre Zukunftsvorstellungen, sondern gaben auch Auskunft über ihre familiäre Situation, ihre Arbeitswelt und gegenwärtigen Lebensentscheidungen. Eine Gesprächspartnerin kommentierte das verschriftlichte Interview wie folgt: »Es ist schon ganz schön spannend, mit seinem eigenen Leben konfrontiert zu werden.«

Insgesamt war es im Lauf der Arbeit faszinierend, zu beobachten, wie die Interviewgebenden Abstand zu ihrem Leben nahmen und es analysierten. Mehrmals hörte ich im Gespräch die Feststellung: »Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Aber diese Fragestellung ist sehr interessant für mich. Das merke ich erst jetzt.«

Die Interviewgebenden reflektierten mithin über ihre eigene Geschichte und Gegenwart....

Mit dem Leitmotiv »Grenzen« setzten sich die Interviewgebenden intensiv auseinander. Das Spektrum der Antworten reichte von: »Ich kann mit dem Begriff Grenzen nichts anfangen« bis zu »Ich will



Grenzen, denn sie bedeuten Respekt«. Ein Interviewgebender mit türkischem Migrationshintergrund spürte, wie er sein Umfeld in Israel verwirrte, da er nicht in das vorgefasste Bild eines jungen Deutschen passte. »In Israel bin ich ein bunter Vogel, denn ich habe keine deutsche Biografie«, stellt er fest. Eine andere Befragte definierte ihr persönliches Empfinden von Grenzen zwischen ihrem Herkunftsland Deutschland und ihrer Wahlheimat Israel: »Dicht dabei, aber nicht zu nah dran«, diese Aussage bezog sie auf beide Gesellschaften.

Mehrere Befragte sahen die Interviews auch als eine Chance, indirekt mit ihrem Umfeld zu kommunizieren und Gefühle auszudrücken, die sie sonst nicht explizit zum Ausdruck bringen. Beispielsweise wies eine Interviewgebende das Angebot auf Anonymität mit folgendem Kommentar zurück: »Diese betreffenden Personen sollten wissen, wie ich denke. Es kann also mit meinem Namen veröffentlicht werden.« Den Mut, der in dieser Antwort liegt, finde ich bewundernswert....

Erweiterung des Referenzrahmens: Selbstreflexion der Lesenden

Wenn auch der deutsch-israelische Kontext im Mittelpunkt dieses Buches steht, so sind dessen Fragestellungen so konzipiert, dass sie über diesen partikularen Referenzrahmen hinaus auch für die Lebensrealität der Lesenden Relevanz haben. Letztere werden angeregt, die Lebenswelten der Befragten zu entdecken und in einem zweiten Schritt über ihre eigene Geschichte und Gesellschaft im Kontext von Grenzen nachzudenken. Die Darstellung von konkreten und subjektiv nachempfindbaren Situationen, zum Beispiel das Erlernen einer fremden Sprache, Erfahrungen der In- und Exklusion sowie der Trennung von der Familie regen zum Nachdenken und Mitfühlen an. Das Thema »Grenzen« kann leicht in den Erfahrungshorizont der Lesenden eingebracht werden...

Somit liegt der Mehrwert des Buches in nicht geringem Maß darin, dass die Selbstreflexion der Lesenden durch ihre Assoziationen zu dem Stichwort »Grenzen« Richtungen einschlagen kann, die weit über das Thema dieses Buches hinausweisen.

Die angesprochene subjektive Interpretation der eigenen Biografie und auch der gelebten Geschichte markiert eine Begrenzung der Methode,



die jedoch keineswegs eine Einschränkung bedeuten muss. Sie kann als Bereicherung der Diskussion dienen. Beispielsweise habe ich die Erfahrung gemacht, dass ein Gespräch mit Schülerinnen und Schülern zum Thema »Objektivität« und »Subjektivität« durchaus einen großen Erkenntnisgewinn bringen kann. Es kann ein bewusstseinsbildender Faktor sein, der den »Mut zum Fragezeichen« fördert. Damit meine ich, dass Schülerinnen und Schülern verdeutlicht werden soll, dass es durchaus möglich und sogar notwendig ist, immer wieder kritische Fragen zu stellen. Gleichzeitig sollte ihnen vermittelt werden, dass der Wille, sich ein eigenes Urteil zu bilden, nicht im Widerspruch zu einem empathischen Zugang zur Materie steht.

Somit zieht sich auch der »Aufruf zum Fragezeichen« als roter Faden durch das Buch. Hiermit sind sowohl die Fragen gemeint, die in den Gesprächen an die Interviewgebenden gerichtet worden sind, als auch ihre eigenen Fragezeichen im Zuge ihrer Selbstreflexion und die Fragen der Lesenden.



„Aus Liebe zum Bauhaus-Stil“

In: „NU Jüdisches Magazin für Politik und Kultur“, Ausgabe Nr. 64 (2/2017):
<https://nunu.at/artikel/aus-liebe-zum-bauhaus-stil/>

„Israel ist nicht in Europa – aber von Europa“, schreibt Dan Diner in seinem Aufsatz „Gestaute Zeit“. Auch wenn das im heutigen Israel nicht immer erkennbar ist, auf die „Weiße Stadt“ in Tel Aviv, die weltweit größte Konzentration von Gebäuden der klassischen Moderne, auch bekannt als Bauhaus-Stil, trifft seine Aussage zu.

Die Planung und Errichtung dieser Gebäude ist eng mit dem Schicksal jüdischer Architekten verbunden, die Deutschland nach 1933 verlassen mussten. Diese Flüchtlinge brachten das Bauhaus ins damalige Palästina – aus Dessau, derselben Stadt, in der wenig später, in einer ehemaligen Zuckerraffinerie, Zyklon B hergestellt werden sollte.

Die zwischen 1933 und 1948 in Tel Aviv errichteten ca. 4.000 Bauhaus-Gebäude sind von den Ideen geprägt, welche diese rund 20 jüdischen Architekten aus Deutschland ans Mittelmeer mitbrachten. Die europäischen Flüchtlinge hatten es verstanden, ihre Werke an das Klima und die Umwelt der neuen Heimat anzupassen, und sogar die hebräische Sprache zu bereichern. Hans-Christian Rößler erinnerte in der FAZ daran, dass deutsche Begriffe wie Wasch- und Kratzputz, die einst die Bauhaus-Architekten mitbrachten, bis heute im israelischen Bauwesen verwendet werden.

Die „Weiße Stadt“ bildet einen Anknüpfungspunkt für den deutsch-israelischen Dialog, auch und gerade nach dem 2015 mit zahlreichen offiziellen Feierlichkeiten begangenen 50. Jubiläum der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Staaten. Da heutzutage die politischen Spannungen zwischen Deutschland und Israel schwer zu übertünchen sind, bedarf es kreativer Ansätze, um die so oft beschworenen „besonderen“ Beziehungen nicht auf ein verbales Klischee zu reduzieren.



Tel Avivs Bauhaus-Gebäude wurden 2003 ins UNESCO-Weltkulturerbe aufgenommen. Nach der Verleihung begann die Stadt gemeinsam mit der UNESCO, einen Denkmalschutz-Plan zu entwickeln. Diesen gilt es auch zu finanzieren, allerdings wird Denkmalschutz in Israel nicht großgeschrieben. Das gilt auch für die 1909 gegründete Stadt Tel Aviv. Hier sprang das deutsche Bundesbauministerium helfend ein: Es stellte rund 2,8 Millionen Euro für den denkmalgerechten Erhalt und die nachhaltige Entwicklung des Weltkulturerbes „Weiße Stadt“ bereit. 2015 unterzeichneten Ministerin Barbara Hendricks und der Tel Aviver Bürgermeister Ron Huldai eine Vereinbarung über eine langfristige Zusammenarbeit bis 2025.

Die deutsche Beteiligung diene vor allem dem Aufbau eines Denkmalschutz- und Architekturzentrums für die „Weiße Stadt“, das 2017 offiziell eröffnet wurde.

Als passender Standort wurde das Max-Liebling-Haus, ein bedeutendes Baudenkmal in der Idelsonstraße 29 bestimmt. Es liegt mitten in der „Weißen Stadt“. Der Bau wurde von dem Architekten Dov Karmi gestaltet, der als Erster seiner Zunft mit dem Israelpreis ausgezeichnet wurde.

In der oberen Etage des Besucherzentrums liegt eine Museumswohnung, in welcher der größte Teil der Originalelemente erhalten blieb. Dort können Besucher auch die von der österreichischen Architektin Margarete Schütte-Lihotzky inspirierte Küche besichtigen. Das strenge Küchendesign mit aus Deutschland importierten Fliesen von Villeroy & Boch basiert auf dem Vorbild der Frankfurter Küche, die von der Loos-Schülerin Schütte-Lihotzky entworfen worden war. Das Leitmotiv der Wienerin war, die Emanzipation der berufstätigen Frauen in den 1920er Jahren durch ihr zeitsparendes Design im Alltag zu unterstützen. Dieses Konzept passte perfekt zur Realität der zionistischen Pionierinnen der damaligen Zeit.

Seit seiner Eröffnung hat sich das Max-Liebig-Haus zu einem attraktiven und interdisziplinären Ort der Begegnung entwickelt, u.a. steht die Auseinandersetzung mit dem Schaffen von Modernisten wie Adolf Loos und dessen aktuelle Relevanz im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.



In Zukunft werden dort Baufachleute, Forscher und Handwerker stimmige Konzepte für die Sanierung der Gebäude und des Viertels erarbeiten – in engem Austausch mit den Eigentümern, öffentlichen Stellen und Bewohnern des Viertels. „Denn wir dürfen nicht vergessen, dass dieses Ensemble kein Museum ist“, wie Ministerin Hendricks zu bedenken gab, „sondern ein lebendiges Stadtviertel.“

„Weniger ist mehr“

In der Stadtverwaltung von Tel Aviv ist die Architektin Sharon Golan-Yaron für den Denkmalschutz verantwortlich. Während ihrer Kindheit in Tel Aviv schenkte sie den bröckelnden Fassaden der Weißen Stadt wenig Beachtung. Dies änderte sich mit ihrem Architekturstudium in Chicago. Dort verinnerlichte sie das Leitmotiv des deutsch-amerikanischen Architekten Ludwig Mies van der Rohe: „Weniger ist mehr.“ Als sie später in Berlin lebte, wurden sechs Wohnhaussiedlungen der Berliner Moderne auf die Welterbe-Liste der UNESCO aufgenommen. Damals erst erfasste sie, welche architektonischen Schätze unter dem bröckelnden Putz vieler Tel Aviver Fassaden verborgen waren.

Wie so oft, liegt der Motor für das unermüdliche Engagement auch bei Golan-Yaron in der eigenen Biografie: „Meine enge Beziehung zur deutschen Kultur und meine Liebe für den Bauhaus-Stil waren mein Antrieb zur Schaffung eines israelischen-deutschen Projektes“, so Golan-Yaron. „Es gibt verblüffende Parallelen zwischen den Idealen des Bauhauses und des Zionismus der dreißiger Jahre: Sie betrachteten den Menschen als Objekt und Subjekt gesellschaftlichen Wandels, und wollten mit Hilfe modernen Designs eine neue, egalitäre und gerechte soziale Utopie schaffen. Tel Aviv als Weltkulturerbe mit der weltweit größten Ansammlung von Gebäuden der Moderne bietet eine einmalige Gelegenheit, der Partnerschaft beider Länder neue Inhalte und auch eine neue Relevanz zu verleihen. Denn selbst wenn das Bauhaus vor 80 Jahren von den Nationalsozialisten geschlossen wurde, haben die Ideen, die dort formuliert worden, nichts von ihrer



Brisanz oder Relevanz eingebüßt. Dieses gemeinsame kulturelle Erbe Deutschlands und Israels soll Mittelpunkt einer Debatte über alle Bereiche urbanen Lebens werden, auf wissenschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Ebene.“



„Mein deutsch-israelischer Seiltanz“

Web-Dossier der Heinrich-Böll-Stiftung zu „50 Jahre deutsch-israelische diplomatische Beziehungen“, Mai 2015:

<https://www.boell.de/de/2015/04/16/mein-deutsch-israelischer-seiltanz>

Ich bin 1960 in Wien zur Welt gekommen. Meine Eltern sind beide Überlebende der Shoah, die über ihr Trauma nicht reden wollten. So begleitete mich ihr Schweigen in meiner Kindheit wie ein dunkler Schatten.

Der Staat Israel hingegen war für mich damals gleichbedeutend mit Hoffnung und das besonders deshalb, weil er von meinem Vater so sehr geliebt wurde. Er schwärmte von den mutigen israelischen Generälen, die den Feind besiegten. Sie verkörperten für ihn jüdisches Heldentum, das eine Art „Wiedergutmachung“, einen Trost für seine eigene Hilflosigkeit in Auschwitz darstellte. Er betonte das immer wieder und schärfte mir ein, nie zu vergessen, dass der Staat Israel dem jüdischen Volk einen noch nie da gewesenen Schutzschild bietet. Mit diesem Israelbild wuchs ich auf. Das Land war die Verheißung: Ein Paradies am Meer, erschaffen von starken, jüdischen Pionieren.

1979 wanderte ich nach Israel ein. Die Einwanderung befreite mich von der Fremdbestimmung als Jüdin. "Nach dem Krieg sind wir nach Israel eingewandert - nicht weil wir davon überzeugt waren hier sicher zu sein. Wir sind gekommen, um unter Juden zu leben, nie wieder eine tolerierte oder auch nicht tolerierte Minderheit zu sein. Das ist auch heute das Allerwichtigste." Diese Aussage einer Holocaustüberlebenden hat mich zutiefst bewegt und definiert für mich bis heute die Essenz des Staates Israel.

Die ersten Menschen, die mich in der neuen Heimat mit viel Wärme aufnahmen, war das Ehepaar Korn. Sie nannten sich gegenseitig zwar "Abale" und "Imale", doch war Deutsch die Familiensprache. Hätten vor der Tür nicht die Palmen gestanden, wäre ich im Zweifel darüber gewesen, ob ich meinen Wohnort wirklich gewechselt hatte. Beide



hatten Berlin rechtzeitig verlassen und sich in Israel ein neues Leben aufgebaut. Wenn mich in schwachen Momenten die Sehnsucht nach der alten Heimat packte, erinnerten sie mich an das Deutschland der 30er Jahre.

Meinen beruflichen Werdegang begann ich im Museum der Jüdischen Diaspora. Dort begegnete ich zum ersten Mal deutschen Jugendlichen und Erwachsenen, die Israel besuchten. Ich entdeckte, welcher starker Bedarf nach Austausch bei ihnen vorhanden war. Meine Identität als Israelin verhalf mir zu einem freieren und normalen Umgang mit Deutschen. Es war mir wichtiger, ihnen unser Selbstverständnis nahe zu bringen, als mit ihnen das Thema Judenverfolgung zu diskutieren. Je intensiver sich der Dialog mit ihnen gestaltete, desto mehr interessierten mich ihre Geschichte und ihre Fragestellungen.

Durch diesen konstanten Austausch lernte ich, meine eigenen Vorbehalte zu überwinden. Ich konnte mich den Lebenswelten meiner deutschen Gesprächspartner/innen öffnen. Diese Aufgabe im Museum und später in anderen Organisationen ermöglichte es mir in gewisser Weise gleichzeitig in Israel und in Europa zu sein. Deutschland war zwar nicht mein Herkunftsland, doch als ich es 1990 zum ersten Mal besuchte, war ich überrascht, wie vertraut es mir war. Nun bin ich mehr als zwei Jahrzehnte in den israelisch-deutschen Dialog involviert. Dabei habe ich gelernt, dass biografische Aspekte und Alltagsfragen den deutschen Jugendlichen und Erwachsenen einen Zugang zu jüdisch-deutscher Geschichte und zu Israel vermitteln, der sich nicht auf das intellektuelle Verständnis beschränkt. Er gibt ihnen einen Bezug, der Befangenheit und sogar Stereotype abbauen kann.

Lange Jahre fokussierte meine Arbeit mit deutschen Israel-Besuchern/innen auf Themen wie Jüdische Identität, das Gedenken an den Holocaust und Alltag in Israel. Bewusst klammerte ich das Thema Nahostkonflikt aus meinen Vorträgen und Seminaren aus. Diese Scheu habe ich heute abgelegt. Ich stehe offen zu meinen regierungskritischen Positionen, auch in deutscher Sprache. Das



heutige Israel gefällt mir nicht, aber ich liebe Israel. Es ist das Land, das mir eine Heimat gegeben hat, nachdem meine Familie in jeder Generation aus ihrem jeweiligen Herkunftsland in Europa vertrieben worden ist.

Heimat heißt für mich auch, zu kritisieren, was ich zu kritisieren habe und hässliche Dinge nicht schönzureden.

Allerdings stellt das eine schwierige Gratwanderung dar. Denn in meiner langjährigen Erfahrung im deutsch-israelischen Dialog machte ich einige verletzende Erfahrungen. Ich hörte sogar deutsche Multiplikatoren/innen, die sich nicht scheuten, Israel mit Nazideutschland zu vergleichen. Solche Aussagen sind für mich nicht nur falsch sondern auch emotional unerträglich.

Auch im Zuge des Gaza-Krieges im Juli 2014 stritt ich mich auf Facebook mit einer Deutschen. Obwohl ich auch in diesem Konflikt das Vorgehen der israelischen Entscheidungsträger für falsch hielt, empörte mich die Tatsache, dass es sie nicht zu kümmern schien, dass der Süden meines Landes unter konstantem Beschuss stand und auch Tel Aviv nicht verschont blieb.

Wenn man mittendrin sitzt, fühlt es sich eben anders an als wenn man von der gemütlichen Couch in Berlin predigt.

Oft ernte ich Kritik von meinem israelischen Umfeld, das meine - in seinen Augen - offenen Worte missbilligt. Ich kann das gut nachvollziehen, denn manchmal befürchte ich selbst von allzu beseelten deutschen Kritikern meines Landes vereinnahmt zu werden. So streiten sich im Austausch mit deutschen Gesprächspartnern/innen mehrere Israelinnen in mir.

Deutsch-israelischer Dialog wird zusehends zu einem Seiltanz, bei dem ich es nicht immer schaffe das Gleichgewicht zu bewahren.

